

Matteo Renzi: «In der Krise ist Italien am stärksten»

Nummer 37 – 15. September 2022 – 90. Jahrgang
Fr. 9.–(inkl. MwSt.) – Euro 6.90

DIE WELTWOCHEN



Die Schweiz verroht

Wer stoppt die importierte Jugendgewalt?

Marcel Odermatt

König der Vernunft

Charles III. hat alles, was es braucht. *Andrew Roberts*

Ich glaube an Deutschland

Bekenntnisse von *Thomas Gottschalk, Ulrike Guérot,
Klaus von Dohnanyi, Alena Gerber, Harald Schmidt u. v. a. m.*

Held und Verräter
Wer war der ukrainische
Partisanenführer
Stepan Bandera?

4 194407 006904
37



NOBILIS ESTATE

EST. 2012

Liebschaften!

REAL ESTATE LOVE AFFAIRS



NOBILIS ESTATE AG

Schweizweit besondere Immobilien

Alpenstrasse 12 | CH-6302 Zug | T+41 (0)41 709 00 14

Englischviertelstrasse 24 | CH-8032 Zürich | T+41 (0)44 266 60 39

Schloss Fürstenau | CH-7414 Fürstenau | T+41 (0)81 632 30 20

www.nobilis-estate.com



GROSSES GEWINNSPIEL

10 Traumvillen und viele weitere Preise zu gewinnen,
in Kooperation mit GARPA

Um zu erfahren, wie Sie teilnehmen können, scannen Sie den QR-Code
oder besuchen Sie die Seite nobilis-estate.com/wettbewerb.

Leading
REAL ESTATE COMPANIES
OF THE WORLD

SVIT

LIP
LUXURY
PORTFOLIO
INTERNATIONAL

Grounding der Grünen

Der Nationalrat hat dieser Tage über einen Zehn-Milliarden-Rettungsschirm für Schweizer Stromstaatskonzerne im Besitz der Kantone beraten. Gegen die Stimmen der SVP genehmigte die Mehrheit den Milliardenkredit auf Kosten der Steuerzahler. Der Staat rettet Staatskonzerne, während die Bürger zahlen sollen. Das ist der real existierende Wahnsinn der Schweizer Energiepolitik.

Nicht Putin ist schuld, dass die Schweiz im Energiebereich den lupenreinen Sozialismus ausruft. Das Grounding ist die Folge von hausgemachten Fehlentscheidungen. Die bis weit ins liberal-bürgerliche Justemilieu von FDP und Economiesuisse unterstützte rot-grüne Energiewende, die kollektive Selbsthypnose im Zeichen apokalyptischer Klimaprognosen, hat dazu geführt, dass sich die Schweiz, einst energiepolitisch vorbildlich aufgestellt, schwerwundbar gemacht hat.

Gleichzeitig schiessen für die Konsumenten die Preise senkrecht nach oben. Auch das ist das Resultat des staatlich bewerkstelligten Ausstiegs aus der bewährten Energieversorgung. An Warnungen fehlte es nicht («Mehr zahlen und erst noch kalt duschen!»), doch die schlimmsten Befürchtungen der Mahner, allen voran und ziemlich einsam damals die SVP, sind noch übertriften worden.

Die damalige Energieministerin Doris Leuthard gaukelte den Leuten vor, unser Land könne die Kernkraftwerke abschalten und seine Energie künftig aus Solarzellen und Windturbinen beziehen. Fehlende Restmengen seien aus dem Ausland zu importieren. Weil Wind und Solar massiv subventioniert werden müssen, begannen die Preise schon vor Jahren verrückt zu spielen. Erstes Opfer war die Schweizer Wasserkraft, die auf einmal nicht mehr richtig rentierte.

Zweite Nebenwirkung der Energiewende, die sich als Energie-Ende entpuppt, war eine Explosion der Stromspekulation an undurchsichtigen Börsen. Durch die staatlich verordnete Auslandabhängigkeit wurden die staatlichen Konzerne faktisch gezwungen, halsbrecherische Termingeschäfte auf Kosten der Steuerzahler zu unternehmen. Zauberverträge auf der Geisterbahn der Märkte, soll allein

die staatliche Energiefirma Axpo an dreissig Börsen aktiv gewesen sein.

Vor ein paar Wochen wurde deutlich, dass alle Verantwortlichen die Übersicht weitgehend verloren haben. In einer panikartigen Fluchtbewegung, die an den Chaos-Rückzug der russischen Truppen im Nordosten des Donbass erinnert, wandte sich die Axpo-Spitze an den Bundesrat mit der Bitte, ihr einen von keiner Bank mehr bewilligten Vier-Milliarden-Franken-Sofortkredit zuzusprechen. Übers Wochenende öffnete die Landesregierung die Kassen.

Skandalös ist weniger der Bittgang der Konzernleiter, die von der Preisexplosion überrascht worden sind. Befremdlich mutet vor allem das Verhalten des Bundesrates an. Simonetta Sommaruga musste in der Parlamentsdebatte zugeben, dass man vor der Kreditvergabe keine vertiefte Buchprüfung durchgeführt hatte. Waren die Zehntausende von Bundesangestellten überlastet? Jeder Schweizer, der am Bankschalter einen Kleinkredit bezieht, wird sorgfältiger geröntgt.

Jahrelang hatte sich Sommaruga auf kritische Rückfragen damit herausgeredet, dass die Stromversorgung Sache der Konzerne sei. Im ersten Stresstest stellen sich diese Beschwichtigungen als falsch heraus. Nicht die Konzerne und ihre Aktionäre, die Kantone, haften im Ernstfall. Diskret haben sich die Kantone, die in den guten Zeiten fette Dividenden kassierten, davongeschlichen. Es haften die Schweizer Steuerzahler, ohne zu wissen, welche Risiken noch drohen.

Hier braucht es eine sorgfältige parlamentarische Aufarbeitung. Die SVP-Fraktion beantragte für die kommende Woche eine Sondersession, um den Fall Axpo, der in Wahrheit ein Fall Bundesrat ist, zu durchleuchten. Das Parlament, die Steuerzahler müssen endlich Einsicht nehmen in die Bücher der Stromkonzerne mit ihrer selbstmörderischen Börsenakrobatik. Der staatliche Energiesozialismus ist eine konkrete Bedrohung für die Sicherheit und den Wohlstand in unserem Land.

Zu hinterfragen ist auch das Totschlagargument der Regierung, Konzernrettungen wie bei der Axpo seien alternativlos, weil sonst die Stromversorgung in der Schweiz zusammenbreche. Dieser Behauptung widersprechen Energiepolitiker im National- und Ständerat. Ihren Augen kaum glaubend, erleben die Schweizer, wie ihr einst vorbildlich liberales Land auch im Energiebereich zu einer Art Kolchose umgestaltet wird, zu einer Planwirtschaft ohne Plan, herbeigehebelt aufgrund von Sachzwängen und Notständen, die ein rot-grün bezirzter Bundesrat selber produziert hat.

Zum Schluss die gute Nachricht: Das Grounding der Energiewende ist vor allem ein Grounding der Grünen, ist ein Augenöffner. Auch das Stimmvolk liess sich benebeln. Die Zeit der Illusionen geht vorbei, der rot-grüne Budenzauber verfliegt. Das zeigt, nebenbei, auch die ohrenbetäubende Stille um das Nuklearendlager im Zürcher Unterland. Früher wären die Grünen Sturm gelaufen. Heute fehlt ihnen die Kraft. Der Pragmatismus kehrt zurück. Heilsame Ernüchterung. R. K.



Putin unter Druck, Andrew Gimson über Elizabeth II., Andrew Roberts über Charles III., Lichtblick Deutschland

Die panikartige Räumung der Nordostfront bei Charkiw durch die russische Armee hinterlässt ein desolates Bild der russischen Kriegsführung. Ohne einen kardinalen Strategiewechsel auf der russischen Seite, jedenfalls ohne Mobilmachung, sind weitere Verluste programmiert. Schon wächst die Kritik gerade unter den nationalistischen Kriegsbefürwortern. Putin gerät unter Handlungsdruck; er muss liefern. Wiederholt Russland die Strategie gegen Napoleon und Hitler: den Gegner siegen lassen, um dann mächtig zurückzuschlagen? Der ukrainische Wunsch nach Rückeroberung der Krim könnte eine Schlüsselrolle spielen. **Seite 20**

Für die epochale Wachtablösung in Buckingham Palace hat die *Weltwoche* zwei ausgewiesene Autoren einberufen. Andrew Gimson, Autor einer Geschichte der englischen Könige und Königinnen seit 1066, schreibt den Nachruf auf die Jahrhundertfigur Elizabeth II. Andrew Roberts, Biograf von Napoleon und Churchill, wirft einen Blick in die neue Ära. König Charles III. habe mehr als ein halbes Jahrhundert über seine Rolle nachgedacht und sei in einer idealen Position, um die Monarchie in ein neues Zeitalter zu führen. Charles werde die Stärke des Hauses Windsor ausspielen, ist Roberts überzeugt. Diese Gründe «auf seiner Fähigkeit, sich unablässig weiterzuentwickeln und offen zu sein für Neues, immer einen halben Schritt nach der Nation, aber nicht erst zwei oder drei Schritte später». **Seite 24 und 38**



«Ich glaube an Deutschland»: AfD-Fraktionschefin Weidel.

Es gibt Menschen, die noch an Deutschland glauben. Ja, Sie haben richtig gelesen. Trotz Krieg, Krisen und Katastrophen funkelt ein Lichtblick am Horizont. Deutschland darf nicht überschätzt werden, aber auch nicht unterschätzt. Die *Weltwoche* teilt die gegenwärtige Untergangsstimmung, den flächendeckenden Pessimismus nicht. Weshalb wir namhafte Persönlichkeiten gefragt haben, warum sie trotz allem an Deutschland glauben. Thomas Gottschalk, Harald Schmidt, Erich Vad, Ulrike Guérot, Klaus von Dohnanyi, Philipp Amthor oder auch Alice Weidel schreiben, warum sie trotz allem die Hoffnung für ihre Heimat nicht verloren haben. **Seite 28**

Es war der 22. August 1962, an dem General Charles de Gaulle das spektakulärste Attentat seiner Karriere erlebte. Heute gilt de Gaulle für viele als bedeutendste französische Persönlichkeit des 20. Jahrhunderts, damals war er, auch im Zusammenhang mit dem Algerienkonflikt, der meistgehasste Politiker. Über dreissig Attentatsversuche gab es gegen ihn, und im August 1962 ging es knapp auf knapp, 187 Schüsse gingen an ihm vorbei, als er mit seinem Auto auf einer Ausfallstrasse bei Paris in einen Hinterhalt geriet. Dass der Anschlag misslang, lag vor allem auch an Fehlern der Attentäter, wie unser Kollege Christoph Büchi hier detailliert schildert. Wie wäre die Weltgeschichte verlaufen, wenn de Gaulle es nicht überstanden hätte? Auch hierzu finden Sie einige Überlegungen. **Seite 42**

Als eine der ganz wenigen Besucher aus dem Westen hat Karin Kneissl, die ehemalige Aussenministerin Österreichs und Energieexpertin, am Wirtschaftsforum von Wladiwostok teilgenommen. Die Liste der eingeladenen Gäste zeige, dass Putin sein Land künftig wirtschaftlich im asiatischen Raum verankern wolle, sagt Kneissl im Gespräch mit der *Weltwoche*. Ihr ist klar: Die Welt steht vor dem Übergang von der transatlantischen zur pazifischen Ordnung. Ihre Empfehlung an Europa: Der alte Kontinent solle sich nicht länger für den Nabel der Welt halten. **Seite 46**

Ihre Weltwoche

IMPRESSUM

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Zollikerstrasse 90, Postfach, 8702 Zollikon. Die Weltwoche erscheint donnerstags.

Chefredaktor: Roger Köppel. **Verlagsleitung:** Florian Schwab. **Betriebsleitung:** Samuel Hofmann.

Redaktion und Verlag: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, www.weltwoche.ch, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, verlag@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch

Kundenservice: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91, E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch.

Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.). Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.). Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo.

Anzeigenverkauf: Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07, E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch. **Druck:** Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See, Mitglied der Schellenberg Gruppe AG.

Die Weltwoche wird auf **SCHWEIZER PAPIER** in der Schweiz gedruckt. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.



DIE WELTWOCHEN

Neue App, neue Website.
Jetzt testen.

Steigen Sie ein, fliegen Sie mit!



Warum so erfolgreich? Harry Styles. Seite 23



Klugheit, Stabilität, Treue: Seite 24, 51



«Weil sie mich mögen»: Thomas Gottschalk. Seite 28

DIESE WOCHE

- 3 Editorial
- 4 Intern
- 8 Eilmeldung Was sich zwischen China und Russland tut
- 9 Peter Rothenbühler
Liebe Nadia Goedhart
- 10 Tagebuch Christoph Brand
- 13 Bern Bundeshaus
Auf Schleichwegen in die Nato
- 14 Die Schweiz verroht Wer stoppt die importierte Jugendgewalt?
- 16 Erziehung der Gefühle
- 17 Personenkontrolle
- 17 Inside Washington
- 18 Mörgeli Übertreiber und Untertreiber
- 18 Obligatorium durch die Hintertür
Stadtzürcher Tagesschulversuche
- 19 Peter Bodenmann Nant de Drance
- 20 Russland erlebt eine Katastrophe
Analyse von Thomas Fasbender
- 21 News Schweiz beteiligt sich an neuer AKW-Forschung
- 22 Ladys, wacht auf!
Silvia Affolter zur AHV-Reform
- 23 Harry Styles Warum gerade er?
- 24 Eine Insel im Atlantik
Königin Elisabeth II.
- 26 Schwedische Wende
Triumph der Migrationskritiker
- 27 Kurt W. Zimmermann
Von der Schlagzeile zur Schlagseite
- 28 «Ich glaube an Deutschland»
Bekanntnisse prominenter Deutscher
- 31 Aufstand des Mittelstands
Das Bürgertum geht auf die Strasse

- 32 Geldregen für Ruag-Angestellte
CEO André Walls Selbstoptimierung
- 33 Thilo Sarrazin Lebenslügen
der deutschen Energiepolitik
- 34 Matteo Renzi «In der Krise ist Italien,
Land der Fantasie, am stärksten»
- 36News «Tatort»-Flops
- 37 Anabel Schunke Drama der Frauen
- 38 Charles III. König der Vernunft
- 39 News Huntington hatte recht
- 40 Doppelmoral des Westens
Essay von Oskar Lafontaine
- 41 Lob der Ölheizung
Sicherheit in stürmischen Zeiten
- 42 General de Gaulle Das Attentat auf den
französischen Staatschef im August 1962
- 45 Deutschlands Gruselkabinett
Kompetenz gilt neuerdings als verdächtig
- 46 «Putin hat in Asien viele Partner»
Österreichs Ex-Aussenministerin Kneissl
- 49 Tamara Wernli
Männer im Dating-Dilemma
- 50 Leserbrief
- 51 Nachrufe Queen Elizabeth II.
- 52 Beat Gygi
Klima-Investitionen gegen die Bürger

STEPAN BANDERA: HELD UND VERRÄTER

- 53 Gespaltene Erinnerungen
Wer war der Nationalistenführer,
der die Ukrainer zu einen scheint?

LITERATUR UND KUNST

- 57 Ikone der Woche

- 58 Vater aller Fake News
«Lügenbaron» Münchhausen.
- 60 Bücher der Woche
- 63 Die Bibel
- 64 Aufregung, Anregung, Vergnügen
Niki de Saint Phalles mitreissendes Werk
- 66 Fernsehen
- 66 Ausstellung Zoologischer Garten
- 67 Nachrufe
Jean-Luc Godard
- 68 Film «Three Thousand Years of Longing»
- 68 Klassik Lisa Batiashvili
- 69 Jazz Julia Hülsmann Quartet

LEBEN HEUTE

- 70 Wunderbare Welt
- 70 Unten durch
- 71 Frauen
- 72 Thiel Vereinsjubiläum
- 72 Häuser
- 73 Was macht eigentlich? Beatrice Tschanz
- 74 Essen
- 74 Wein
- 75 Auto
- 75 Objekt der Woche
- 76 Bei den Leuten
Swiss Comedy Awards
- 78 Zeitzeichen
- 78 Fragen Sie Dania
- 79 Auf ein Glas Champagner mit ...
Chantal Gaemperle
- 80 Menschen von morgen
Martin Pilhofer
- 82 Das indiskrete Interview
Souki Shayk, Rapperin

JETZT SINNVOLL INVESTIEREN ODER WEITER AN KAUFKRAFT VERLIEREN

Im Zug der weltweiten Unruhen und negativen wirtschaftlichen Entwicklungen suchen aktuell viele nach Lösungen, das eigene Vermögen zu sichern. Dazu empfiehlt der Buchautor und frühere Fondsmanager Werner Ullmann vor allem einen Rohstoff – physisches Silber.

Herr Ullmann, die Inflation zieht in vielen Ländern an. Ist unser Geld in Gefahr?

Ja, denn die Teuerungsrate nimmt rasant zu. Viel zu viel Geld steht einer begrenzten Menge an wichtigen und notwendigen Gütern gegenüber. Selbst die Preise von Computern steigen, nachdem sie sich in den letzten Jahrzehnten dank Produktivitätsfortschritten verbilligt hatten. Weltweit verteuern sich Rohstoffe. Erdgas als Spitzenreiter, dessen Preis sich in einem Jahr mehr als verdoppelt hat. Höhere Rohstoffpreise führen zeitversetzt immer zu steigenden Güterpreisen.

Wie lässt sich die Kaufkraft der eigenen Ersparnisse sichern?

Innerhalb der Bankenwelt und klassischer Geldanlagen praktisch gar nicht. Was zählt, sind Realgüter und unter diesen ist Silber meines Erachtens nach das interessanteste überhaupt. Jahrtausende diente es als Standardzahlungsmittel, hatte in etlichen Kulturen sogar grössere Bedeutung als Gold. Das sehen wir auch daran, dass «Geld» und «Silber» im Französischen und Hebräischen identische Worte sind. Der Glaubensvater Abraham erwarb das erste Grundstück im gelobten Land Kanaan für 200 Unzen Silber!

Wann ist der richtige Zeitpunkt, in Silber zu investieren?

Jetzt ist ein sehr guter Zeitpunkt. Auch in 2022 notiert das Edelmetall im Sommer etwas tiefer. Wichtiger ist jedoch, dass Silber gegenüber Gold und anderen Rohstoffen fundamental unterbewertet ist. Und aufgrund der hohen industriellen Nachfrage sind die verfügbaren Silberbestände historisch knapp. Da Zukunftsbranchen wie Medizintechnik, Elektromobilität und Telekommunikation stark auf Silber angewiesen sind, werden hier auch höhere Silberpreise akzeptiert.

Wie kann man sinnvoll in Silber investieren?

Am preiswertesten und liquidesten ist Silber in Rohform, wie es in der Industrie verarbeitet wird. Mit dem Produkt S-Deposito® investieren unsere Kunden in hochreines zertifiziertes Silbergranulat.

Was sind die Vorteile Ihres Angebotes?

Unsere Lösung vereint die Vorzüge von Silbergranulat in attestierter physischer 100% Deckung mit denen eines Online-Portals. Es ermöglicht täglich flexible Ein- und Auszahlungen zu den transparenten Kauf- und Verkaufskonditionen auf unserer Website. Auch unsere Privatkunden kaufen Mehrwertsteuerfrei und das erworbene Silber wird unter höchsten Sicherheitsauflagen und vollumfänglich versichert im Zollfreilager ausserhalb des Bankensystems verwahrt.



BB Wertmetall® AG
CEO Werner J. Ullmann

BB Wertmetall® – Ihr Partner
für zeitlose Werte

 0041 62 892 48 48

 contact@bb-wertmetall.ch

 bb-wertmetall.ch/s-deposito

Was sich zwischen China und Russland tut

Der Westen verliert Moskau an Peking.
Bricht das Washingtons globaler Vorherrschaft das Genick?

Stefan Baron

Es war Emmanuel Macrons wohl mutigster – und lichtester – Moment: Nach dem Ende des Kalten Krieges sei die atlantische Allianz «nicht einmal ansatzweise neu bewertet worden», die Nato «hirntot», klagte der französische Staatschef 2019 mit Blick auf Bestrebungen, das Bündnis auch noch um die Ukraine nach Osten auszuweiten. «Wir dürfen Russland nicht vollends an China verlieren.»

Macrons Erkenntnis kam jedoch zu spät und blieb zudem ohne Folgen. Seine Partner in der EU ignorierten sie einfach, und alle Avancen von US-Präsident Donald Trump an die Adresse seines russischen Amtskollegen Wladimir Putin zerschellten am Widerstand seiner innenpolitischen Gegner. Peking und Moskau rückten weiter zusammen. Mit dem Ukraine-Konflikt ging Russland dem Westen nun vollends verloren.

«Schiff der Menschheit» stabilisieren

Die Beziehungen zwischen China und Russland sind heute so eng wie noch nie. Die Führer beider Länder haben sich schon mehrere Dutzend Mal getroffen, zuletzt diese Woche auf dem Gipfeltreffen der Shanghaier Organisation für Zusammenarbeit (SOZ) in Samarkand. Chinas Staatschef Xi Jinping bezeichnet Putin als «Busenfreund», der hat Xi seinerseits den höchsten russischen Orden verliehen. Kurz vor dem Einmarsch der russischen Armee in die Ukraine bekräftigten beide feierlich eine

«umfassende strategische Partnerschaft der Kooperation für eine neue Ära».

Peking ist in den vergangenen Jahren zu Moskaus wichtigstem Handelspartner aufgestiegen. Allein seit 2020 hat sich das Volumen auf umgerechnet an die 200 Milliarden Euro verdoppelt. Tendenz: weiter steigend. Beide Volkswirtschaften ergänzen sich hervorragend. Russland verfügt über die lebenswichtigen Energieressourcen und Agrarprodukte, die China benötigt. Dieses wiederum bringt einen riesigen Absatzmarkt, moderne Technologien sowie Investitionskapital für den Auf- und Ausbau der russischen Industrie in die Partnerschaft ein.

Mit Hochdruck bauen Moskau und Peking denn auch die grenzüberschreitende Infrastruktur aus. Der Anteil russischen Öls an den gesamten Ölimporten Chinas hat sich in den vergangenen Jahren bereits mehr als vervierfacht. In den nächsten drei Jahrzehnten soll für umgerechnet über 400 Milliarden Euro Erdöl aus Sibirien ins Land fließen. Den Rückgang der Eiskecke in der Arktis infolge des Klimawandels wollen beide Länder nutzen, um die nordsibirischen Erdöl- und Erdgasfelder weiter zu erschliessen und Flüssiggas von dort mit Tankern nach China zu exportieren.

Die Partnerschaft geht jedoch weit über die Wirtschaft hinaus. Xi und Putin betrachten sie als den «Ballaststein», der «das Schiff der Menschheit vor dem Kentern» bewahren soll, wie Xi es einmal bildlich ausdrückte. Beide vereint der Wille, Eurasien als Gegengewicht zum Westen auszubauen, die globale Vorherrschaft der USA zu brechen und die unipolare Weltordnung von Washingtons Gnaden durch eine neue, multipolare Ordnung zu ersetzen. Dazu stimmen sich Peking und Moskau in allen geopolitischen Fragen eng ab, führen regelmässig gemeinsame Militärmanöver durch und entwickeln zusammen neue Waffensysteme.

Um den Dollar, zentrales Herrschaftsinstrument der USA, zu schwächen und vom amerikanischen Finanzsystem unabhängig zu werden, haben beide Länder ihre Kartenzahlungssysteme zusammengelegt, begleichen ihren Warenaustausch miteinander bereits weit-

gehend in Yuan oder Rubel und rechnen zunehmend auch Importe und Exporte mit anderen Ländern in eigener Währung ab.

Bei Chinas aussenpolitischem Schlüsselprojekt «Neue Seidenstrasse» spielt Russland eine wesentliche Rolle. Beide Länder wollen damit einen riesigen gemeinsamen asiatisch-europäischen Markt

Die Welt steuert auf einen neuen kalten Krieg zu. Dieser dürfte für den Westen wenig erfreulich verlaufen.

schaffen und so das geopolitische Gravitationszentrum vom Atlantik wieder zurück nach Eurasien holen. Nach und nach soll es mit Putins Eurasischer Wirtschaftsunion verschmolzen werden, der neben Russland Weissrussland, Armenien, Kasachstan und Kirgistan angehören.

Die Hälfte der Menschheit

Daneben treiben Xi und Putin systematisch die Erweiterung von nicht-westlichen internationalen Organisationen wie den Brics-Staaten sowie der SOZ voran. Letzterer gehören mit China, Russland, Indien, Kasachstan, Tadschikistan, Kirgistan, Usbekistan, Pakistan sowie demnächst dem Iran und Weissrussland bereits etwa die Hälfte der Menschheit an.

So entsteht um die Achse Peking–Moskau herum ein immer grösserer eigenständiger politökonomischer Kosmos, der wie einst der Eiserne Vorhang West und Ost voneinander zu trennen droht. Die Welt steuert auf einen neuen kalten Krieg zu. Dieser dürfte für den Westen weit weniger erfreulich verlaufen als der letzte. China, Russland und ihre Verbündeten bringen ein ganz anderes Gewicht auf die Waage als die einstige Sowjetunion. Hätte die EU sich rechtzeitig auf ihre Interessen besonnen und von den USA emanzipiert, wäre diese Entwicklung vermeidbar gewesen. Nicht nur die Nato, auch die EU ist offenbar hirntot.

Stefan Baron ist Publizist und Bestsellerautor. In seinem jüngsten Buch, «Ami go home! – Eine Neuvermessung der Welt» (2021), mahnt er Europa, sich von den USA zu emanzipieren, um Frieden und Wohlstand zu bewahren.



Liebe Nadia Goedhart

Sie mögen eine gute Moderatorin von Radio Energy Zürich und eine wirblige Social-Media-Aktrice sein. Bei der Zürcher Agglo-Jugend sind Sie ja schon ein kleiner Star. Wenn Sie aber weiterhin als Moderatorin einer Samstagabendkiste von SRF auftreten wollen, die sich an ein erwachsenes Publikum mit guter Kinderstube wendet, sollten Sie sich künftig unbedingt einer Sprache bedienen, die zu Ihrem Abendkleid passt.

Also, «Fuck» und «Scheisse» gehören nicht zum Vokabular einer SRF-Moderatorin, auch nicht bei den lockeren «Swiss Comedy Awards». Verbale Entgleisungen sollten Sie den Comedians überlassen, die Kraftausdrücke gekonnt einzusetzen wissen.

Ich kann mir nicht vorstellen, dass eine Gabriela Amgarten, eine Sandra Studer oder andere echte SRF-Unterhaltungsstars sich auf der Bühne je zu einem spontanen «Fuck» oder «Scheisse» hätten hinreissen lassen.



Machen Sie Ihre Hausaufgaben:
Moderatorin Goedhart.

Oder muss ich mich damit abfinden, dass im Deutschschweizer Fernsehen SRF Moderatorinnen künftig bei Samstagabendkisten die vulgäre Göre aus Schwamendingen mimen und das noch obercool finden? Das kann ich schlicht nicht glauben. Abgesehen davon fand ich auch störend, dass Sie bei der Ehrung von

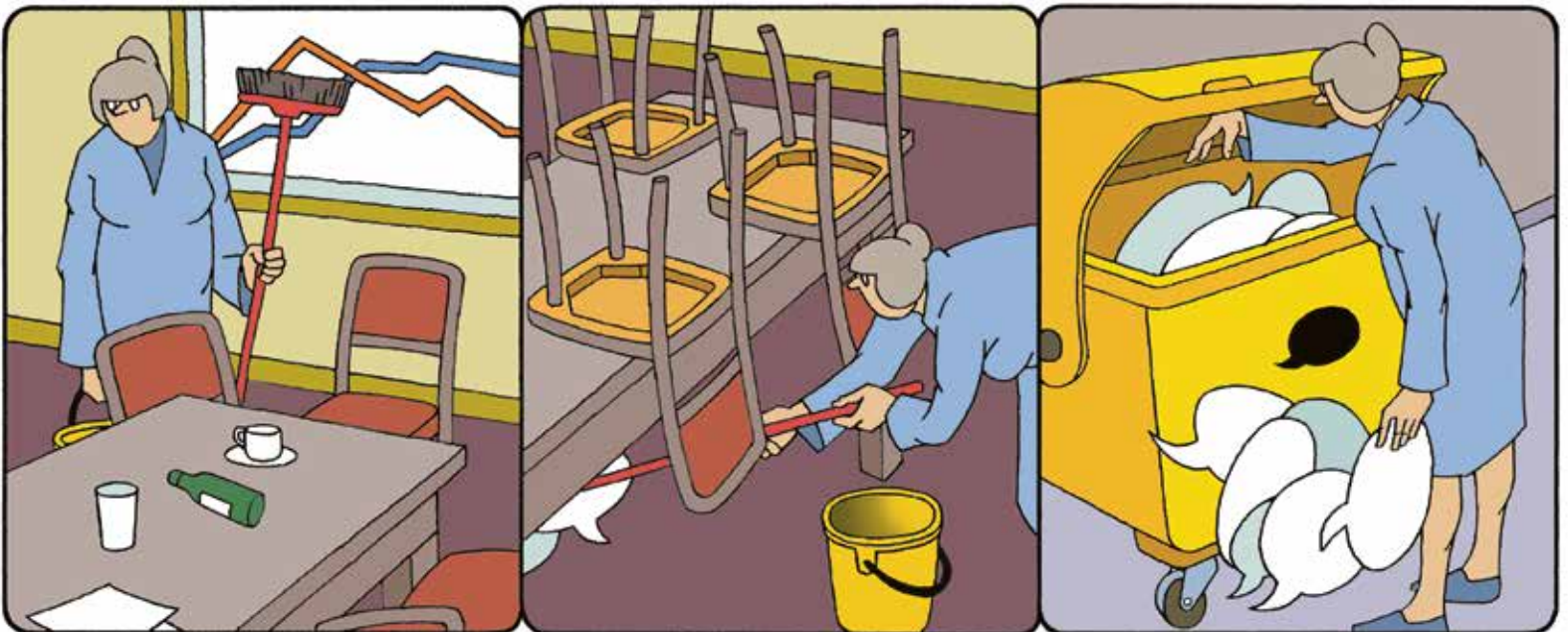
Emil Steinberger mit dem Lifetime-Award völlig übersehen haben, dass neben Emil seine charmante Ehefrau Niccel sass, die im Minimum eine freundliche Begrüssung verdient hätte, ist sie doch die unentbehrliche Partnerin des 89-Jährigen, auch künstlerisch. Ohne Niccel kein Emil.

Zum Glück hatte der Kameramann mehr Feingefühl als Sie, er zoomte mehrmals auf Niccel. Also bitte: Machen Sie Ihre Hausaufgaben, verfeinern Sie Ihre Sprache, lernen Sie Anstand. Es sei denn, das Schweizer Fernsehen versuche bewusst, sich mit Vulgarität bei einer Jugend anzubiedern, die «Scheisse» geil findet. Was übrigens nie gelingen wird.

Eher werden noch mehr Erwachsene und guterzogene Jugendliche einfach von SRF wegzappen.

Mit freundlichen Grüssen
Peter Rothenbühler

BARTAK



TAGEBUCH

Christoph Brand



Das kleine Büro teile ich seit meinem Start bei der Axpo mit meinem Finanzchef. Das macht mehr Spass als allein und hat gerade dieser Tage auch noch andere Vorteile. Abgesehen von einem Bild meiner Frau gibt es wenige persönliche Dinge – ausser einem Pop-Art-Bild mit den Porträts von Friedrich August von Hayek, Ludwig von Mises, Milton Friedman und Murray Rothbard – quasi als permanente Ermahnung an die fundamentalen Prinzipien des Liberalismus. Es fehlt allerdings noch ein Bild von Karl Popper, um sich immer wieder zu erinnern, alles und sich selbst kritisch zu hinterfragen.

Aktuell fühle ich mich aber überschaubar konsistent mit diesen liberalen Idealen. Der Grund ist klar: Die Axpo hat vorsichtshalber eine Kreditlinie beim Bund beantragt. Das passt grundsätzlich nicht mit meinem Verständnis von Unternehmertum zusammen und löst verschiedene Gefühle aus: Frustration, Erleichterung, Demut und Optimismus.

Zur Frustration: Wir haben nicht spekuliert, sondern konservativ abgesichert und unsere Aussichten sind langfristig gut. Und dennoch müssen wir vielleicht temporär auf die Kreditlinie zurückgreifen. Es ist paradox und für die Öffentlichkeit schwer nachvollziehbar. Das frustriert mich. Daher hier nochmals der Versuch einer Erklärung: Wir sichern unsere Schweizer Stromproduktion seit vielen Jahren vorsichtig ab, damit wir gegen Preiszerfälle geschützt sind. Grosse Verbraucher wie etwa Industriebetriebe oder KMU schützen sich mit diesem System wiederum vor steigenden Preisen. Die primär kriegsbedingte, historisch einmalige Preisexplosion führt nun dazu, dass uns tempo-

rär viel Liquidität für die hohen Sicherheitszahlungen abfließt. Diese Sicherheiten fließen alle zurück, sobald wir den Strom liefern – ähnlich einem Mietzinsdepot.

Dieses System wird in der ganzen Branche und in anderen Märkten, zum Beispiel im Agrarsektor, angewendet, es ist das Gegenteil von Spekulation. Als grösste Produzentin muss die Axpo viel höhere Strommengen absichern als alle anderen im Schweizer Markt. Im letzten Jahr haben

Hätte man das vor zwei, drei Jahren voraussehen müssen, voraussehen können?

wir viele Gegenmassnahmen ergriffen, aber die Unsicherheit im Markt ist derzeit extrem hoch. Entsprechend stützten auch andere Länder wie Deutschland, Schweden, Finnland, Tschechien oder England ihre Stromunternehmen.

Die Erleichterung ist offensichtlich. Obwohl wir aktuell den Kredit vom Bund nicht brauchen, könnten wir rasch Liquidität sicherstellen, wenn zwingend nötig. Natürlich sind die Konditionen unattraktiv, das müssen sie auch sein. Aber unsere Überlegung, die Versorgungssicherheit des Landes über unseren Stolz zu setzen, es auf jeden Fall und bis zum Schluss allein zu versuchen, bleibt richtig. Den Preis, den wir auch reputationsmässig bezahlen, müssen wir akzeptieren – und über die kommenden Monate und Jahre wieder abtragen.

Demut ist angezeigt, weil wir gesehen haben, wie wir trotz hochqualifizierten Mitarbeitenden, einer erfolgreichen Diversifikation, eines milliardenschweren Liquiditätspolsters, vielen finanzierenden Banken und einem sehr aus-

gefeilten Risiko- und Liquiditätsmanagement derart unter Druck kommen konnten. Und wie eine über viele Jahre sehr erfolgreiche Absicherungsstrategie innert weniger Wochen und Monate zu einer Hypothek werden konnte. Wir haben Krieg in Europa, eine Rekorddürre und der halbe französische Kernkraftpark steht still – hätte man das vor zwei bis drei Jahren voraussehen müssen, voraussehen können? Dass das alles das Ergebnis eines «Schwarzen Schwans» ist, hilft am Ende nur beschränkt. Demut und Respekt sind auch angezeigt gegenüber den Behörden und politischen Gremien, mit denen wir innert achtzig Stunden alles aus dem Boden gestampft haben. Die Diskussionen waren inhaltlich hart, aber hochprofessionell und konstruktiv. Das übergeordnete Interesse hatte klar Vorrang.

Optimismus schliesslich ergibt sich dank unseren Mitarbeitenden, mit denen wir diese Krise überwinden werden. Und dank unserer Strategie. Sie umfasst Unterhalt und Bau von bestehenden und neuen Kraftwerken sowie Produktion und Vertrieb von Produkten und Dienstleistungen, deren Nachfrage auf Jahrzehnte hinaus steigen wird. Und sie umfasst auch unser Handelsgeschäft, denn auch die Schweiz ist zentral auf den Handel angewiesen. Im Winter importieren wir Strom, im Sommer exportieren wir ihn.

Ich blicke gedanklich zu Karl Popper. War das jetzt alles zu unkritisch, zu emotional und hoffend statt rational und kühl betrachtend? Hält es einer strengen Prüfung stand? Ich denke schon. Den anderen vier muss ich mich jedoch noch stellen.

Christoph Brand ist CEO des Energiekonzerns Axpo.



10 JAHRE
GARANTIE &
ASSISTANCE

DYNAMISCH DURCH DEN ALLTAG MIT DEM NEUEN LEXUS UX

Jetzt Probe fahren



Ihr Immobilienraum?



3 ½ und 4 ½ Zi. Terrassenwohnungen
in 8400 **Winterthur**, Ramona Schiesser Tel. 055 610 47 46
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8309 **Birchwil**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.soley-birchwil.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Mietwohnungen
in 8404 **Winterthur**, Ramona Schiesser Tel. 055 610 47 46
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



4 ½ Zi. Dach-Maisonette-Eigentumswohnung
8152 **Glattbrugg**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis CHF 1'554'000.-, Bezug nach Vereinbarung
www.glattwies.ch



6 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhäuser
8457 **Humlikon**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preise ab CHF 1'470'000.- inkl. Parkierung, Bezug auf Anfrage
www.rebweg.ch



4 ½ und 5 ½ Zi. Einfamilien- und Doppel-EFH
8157 **Dielsdorf**, Ramona Schiesser Tel. 055 610 47 46
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



6 ½ Zi. Reihen-Einfamilienhäuser
8311 **Brütten**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8308 **Illnau**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis ab CHF 1'143'000.-, Bezug ab Sommer 2023
www.vistacasa.ch



2 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8458 **Dorf**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.trottenacker.info



3 ½ - 5 ½ Zi. Mietwohnungen u. Büroflächen
8152 **Glattbrugg**, Ramona Schiesser Tel. 055 610 47 46
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



4 ½ Zi. Doppel- und Reihen-Einfamilienhäuser
8904 **Aesch ZH**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8545 **Rickenbach/ZH**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis ab CHF 715'000.-, Bezug ab Herbst 2023
www.schmiedgass.ch



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8136 **Thalwil-Gattikon**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen, 3 REFH
8404 **Stadel/Winterthur**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



3 ½ Zi. Eigentumswohnung
8370 **Sirmach**, Paul Späni. 052 338 07 09
Preis ab CHF 576'000.-, Bezug ab Sommer 2023
www.vistadelssole.ch



6 ½ Zi. Reihen-Einfamilienhäuser
8913 **Ottenbach**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



3 ½ - 5 ½ Zi. Wohnungen, 4 ½ - 6 ½ Zi. REFH-DEFH
8127 **Aesch-Maur**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.chridlerpark.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8310 **Grafstal**, Ramona Schiesser Tel. 055 610 47 46
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8910 **Affoltern a. A.**, Ramona Schiesser Tel. 055 610 47 46
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8615 **Wermatswil**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis ab CHF 2'128'000.-, Bezug ab Sommer 2023
www.solevista.ch



3 ½ - 6 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8904 **Aesch**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



**Haben Sie ein Grundstück auf dem Immobilienräume
verwirklicht werden können?
Melden Sie sich bei unserem Chef**
ulrich.koller@lerchpartner.ch oder per Telefon 052 235 80 00.



2 ½ - 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8610 **Uster**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis ab CHF 1'101'000.-, Bezug ab Frühling 2024
www.schlossblick.ch

Alle Objekte im Überblick:
www.immobilientraum.info

Lerch & Partner
GENERALUNTERNEHMUNG AG
LerchPartner

You Tube
Zürcherstrasse 124 Postfach
8406 Winterthur
Telefon 052 / 235 80 00



Wir nehmen an der folgenden
Immobilienmesse teil:

EIGENHEIM MESSE SCHWEIZ Eigenheimmesse Schweiz in Zürich
8. - 11. Sept. 2022, Messe Zürich

Auf Schleichwegen in die Nato

Verteidigungsministerin Viola Amherd nutzt den Ukraine-Krieg, um ein altes Projekt des Freisinns aus der Mottenkiste zu holen.

Es waren grosse Worte, die aber kaum in Stein gemeisselt sind. «Der Krieg in der Ukraine hat den Handlungsbedarf bei der internationalen Kooperation zusätzlich erhöht», erklärte Verteidigungsministerin Viola Amherd (Mitte) vergangene Woche in Bern, als sie den neuen Sicherheitsbericht vorstellte. Die Schweizer Armee müsse fähig sein, mit den Verbänden unserer «Partner» zusammenzuarbeiten. Das bedinge auch die Teilnahme an gemeinsamen Übungen. Kurz: Amherd und ihre Generäle wollen stärker mit der Nato zusammenarbeiten.

Damit haben die Verteidigungsministerin und die Landesregierung den Krieg in der Ukraine zum Vorwand genommen, um aufzuzeigen, wohin sich die Schweiz bewegt – auf Schleichwegen in die Nato. Darauf läuft es nämlich hinaus, auch wenn Amherd hoch und heilig verspricht, ein Beitritt sei kein Thema. Haben nicht die angeblich neutralen Staaten Schweden und Finnland während Jahren an den Manövern dieses Militär- und Kriegspaktes teilgenommen, um nach dem Angriff von Russland auf die Ukraine sofort ein Beitritts-gesuch zu stellen?

Feinde der Nato werden unsere Feinde

Schweizer Soldaten, die bei grossen Manövern Schulter an Schulter mit amerikanischen G.I. an den Aussengrenzen der Nato den Kriegsfall üben? Das ist ein realistisches Szenario, sollte die «Kooperation» Gestalt annehmen. Damit werden die Feinde der Nato aber auch zu unseren Feinden. Umso mehr erstaunt das geringe Echo in der Öffentlichkeit nach Amherds Ankündigung. Offensichtlich ging die indirekte Nato-Anbindung im Katzenjammer über drohenden Strommangel und steigende Tarife unter.

Es ist jedenfalls nicht so, dass alle begeistert sind. SP-Sicherheitspolitikerin Priska Seiler Graf setzt ein grosses Fragezeichen bei gemeinsamen Übungen, bei denen es um die Verteidigung der Nato-Aussengrenze geht. «Das kommt für mich nicht in Frage», bekräftigt sie. SVP-Nationalrat Thomas Hurter: «Wenn man mit der Nato stärker kooperiert, besteht die Gefahr, dass man mit-



Gemeinsame Manöver:
Bundesrätin Amherd.

machen muss, wenn ein Mitgliedstaat bedroht ist.» Unter neutralitätspolitischem Aspekt ist für ihn eine engere Anbindung eher eine schwierige Geschichte. «Es hängt auch davon ab, wie diese enge Kooperation am Ende umgesetzt wird», so der Schaffhauser Politiker.

Amherd blieb bei ihren Ausführungen über die Ausgestaltung vage: Man werde von Fall zu Fall prüfen, ob sich eine Übung mit der Neutrali-

Burkart liefert im Hintergrund die Begleitmusik zu den Plänen der Verteidigungsministerin.

tät verträge, meinte sie. Entscheiden wird der Bundesrat. Das Volk bleibt aussen vor, wie schon in den 1990er Jahren, als die Regierung mit dem Programm «Partnerschaft für den Frieden» den ersten Schritt in Richtung einer Nato-kompatiblen Armee getan hat. Es brauche für das neue Teamwork aus heutiger Sicht auch keine gesetzlichen Anpassungen, gibt das Verteidigungsdepartement auf Anfrage zu verstehen.

Dabei ist man bis dahin davon ausgegangen, dass vor einer weiteren Annäherung zu-

erst eine Klärung der Neutralitätsfrage stattfindet. Bundespräsident Ignazio Cassis (FDP) hatte, auch um eine engere Kooperation mit der westlichen Verteidigungsallianz zu rechtfertigen, den Begriff «kooperative Neutralität» aufgebracht. Er hat auch eine Art Neutralitätsreform angekündigt. Die Regierung versenkte dieses Projekt. Amherd gab die Erklärung ab, das Neutralitätskonzept von 1993 biete genügend Spielraum für die künftige Zusammenarbeit.

FDP treibt Schweiz in Nato-Nähe

Nur: Wenn es so einfach geht, warum hat man es dann bis heute nicht längst getan? Es ist ja nicht so, dass die Idee neu wäre. Es gab in der Vergangenheit wiederholt Versuche, unser Land an die Nato heranzuführen. Vor allem die FDP betrieb solche Ideen jahrelang. Parteipräsident Franz Steinegger ging 1999 sogar davon aus, dass der Beitritt per 2010 denkbar sei. Den Hintergrund bildete ein FDP-Arbeitspapier mit dem Titel: «Leitlinien für die Schweiz von morgen». Darin wurde auch der Beitritt prominent in Erwägung gezogen. Diese Visionen wurden später als blosse Ideenskizzen kleingeredet. Dies sei gar nicht der Wunsch der Partei, hiess es nun.

Im Frühling 2012 nahm der damalige Aussenminister Didier Burkhalter (FDP) nach einem Treffen in Chicago einen neuen Anlauf, den USA eine engere Zusammenarbeit mit der Nato anzubieten. Jetzt ist es FDP-Präsident Thierry Burkart, der im Frühling 2022 in einem Interview das Thema aufgriff, nachdem er schon 2017 einen entsprechenden Vorstoss lanciert hatte. Der Aargauer ist der Meinung, die Schweiz solle wie Schweden und Finnland an Nato-Manövern teilnehmen. Amherd und ihre Generäle sprangen sofort auf den Zug auf. Burkarts FDP liefert im Hintergrund auch die Begleitmusik zu den Plänen der Verteidigungsministerin. Unter dem Titel «Russlands Überfall auf die Ukraine: Ein Weckruf für die Sicherheitspolitik» hat die Partei eine neue sicherheitspolitische Studie vorgestellt. Darin wird auch die alte Nato-Platte wieder aufgelegt. Sie wird aber nicht besser, je öfter man sie spielt.

Die Schweiz verroht

Wer stoppt die importierte Jugendgewalt?

Marcel Odermatt



Zeit zum Handeln.

Die Meldungen ähneln und häufen sich. In der Aarauer Innenstadt kam es am 16. April zu einem Streit. Zwei Jugendliche – ein sechzehnjähriger Schweizer und ein siebzehnjähriger Syrer – wurden durch Messerstiche verletzt.

Im beschaulichen Städtchen Laufen bei Basel lieferten sich am 11. Dezember 2021 rund hundert Halbwüchsige eine Massenschlägerei. Einige der Raufbolde verletzten sich und mussten behandelt werden.

Bei der Polizei in Zürich meldete sich am 26. August ein Mann. Er sei von zwei Unbekannten mit einer Stichwaffe bedroht und ausgeraubt worden. Eine Patrouille verhaftete in der Folge zwei Sechzehnjährige – einen Schweizer und einen Kolumbianer. Die beiden minderjährigen Täter hatten mehrere Überfälle verübt.

Die beschriebenen Gewaltdelikte bedeuten wohl nur die Spitze des Eisbergs. Auch der Eindruck vieler Menschen trifft zu, dass die

Delikte immer öfter verübt werden. Die Schweiz hat ein Problem mit der Jugendkriminalität. Es lässt sich weder verweideln noch kleinreden.

Zunahme um fast 50 Prozent

Eine deutliche Sprache spricht die neuste Studie der Universität Zürich zur «Entwicklung von Gewalterfahrungen Jugendlicher im Kanton Zürich 1999–2021» im Auftrag der kantonalen Bildungsdirektion von Mitte-Regierungsrätin Silvia Steiner. Die Forscher haben 4393 Heranwachsende zwischen dreizehn und neunzehn Jahren von Mai bis Juli 2021 zu ihren Erfahrungen befragt. Die Ergebnisse der Untersuchung sind schockierend:

23,9 Prozent der Neuntklässler (Alter: fünfzehn und sechzehn) gaben an, über die letzten dreissig Monate mindestens ein Gewaltdelikt erlitten zu haben. Das entspricht einer Zunahme um 46,8 Prozent gegenüber 2014, als die letzte Befragung durchgeführt wurde. Dabei stieg die Zahl der Körperverletzungen mit einer Waffe

von 2,9 auf 4,4 Prozent. Sexuelle Nötigung oder gar Vergewaltigung nahmen im gleichen Zeitraum von 3,3 auf 8 Prozent zu.

Zahlreiche Mädchen scheinen gar ein regelrechtes Martyrium zu erleiden. 15 Prozent der Neuntklässlerinnen rapportieren in der Studie, sie hätten sexuelle Nötigung oder Ver-

23,9 Prozent der Neuntklässler haben in den letzten 30 Monaten ein Gewaltdelikt erlitten.

gewaltigung erlitten. Bei der sexuellen Cyberbelästigung stellt sich die Situation noch dramatischer dar. 48 Prozent – jedes zweite Mädchen – geben an, davon betroffen zu sein.

Die Erfahrungen der Befragten decken sich mit den Daten des Bundesamtes für Statistik. Weil sie gegen das Gesetz verstiessten, wurden im vergangenen Jahr 8578 Jugendliche verurteilt – ein Plus von 6,4 Prozent gegenüber 2020.

In der Schweiz grassiert die Jugendgewalt. Die vielen Täter haben aber wenig zu befürchten. Was politisch so gewollt ist. «Im schweizerischen Jugendstrafrecht geht es in erster Linie um den Schutz und die Nacherziehung der Jugendlichen sowie die Verhinderung von weiteren Straftaten während der Jugend oder im späteren Erwachsenenalter», schreibt die Schweizerische Kriminalprävention der Konferenz der kantonalen Justiz- und Polizeidirektorinnen und -direktoren. Aus diesem Grund würden in einem Strafverfahren immer vertiefte Abklärungen zu den persönlichen, familiären, schulischen, beruflichen und freizeithlichen Verhältnissen durchgeführt. Oder, anderes ausgedrückt: Die Straftäter werden therapiert, ihre Vergehen werden nicht geahndet.

Homophobie der Migrantenkinder

Während darüber Klarheit herrscht, dass immer mehr junge Erwachsene Delikte begehen oder unter Gewalt leiden, weigern sich Politik und Wissenschaft, zu benennen, wer für diese Missetaten verantwortlich ist. In der 152-seitigen Studie findet sich kein Hinweis darauf, welche Nationalität und Hintergrund die betroffenen Mädchen und Jungen haben. Auch die Zürcher Bildungsdirektion drückt sich herum, wenn es darum geht, zu erklären, weshalb die Gewaltbereitschaft unter den Jugendlichen wächst. Die Bildungsdirektion versucht das zentrale Thema in der heute typischen Art zu umschiffen: «Zu den gewaltbegünstigten Risikofaktoren gehören zum einen individuelle Persönlichkeitsfaktoren wie fehlende Sozialkompetenzen, gewaltbefürwortende Einstellungen oder patriarchale Männlichkeitsnormen und zum anderen deren soziale Faktoren wie soziale Benachteiligung.» Auch bei den sexuellen Übergriffen reden die Experten der Bildungsdirektion um den Brei herum. Diese würden begünstigt durch «geschlechtsbezogene Rollenbilder».

Was soll das heissen? In welchem Milieu kontrollieren, prägen die Männer, welche Werte und Verhaltensmuster an den Nachwuchs weitergegeben werden? In welchen Gesellschaften gilt im familiären Bereich der Mann als Autorität? In welchen Staaten werden gleichgeschlechtliche Partnerschaften diskriminiert? 25 Prozent der befragten männlichen Sekundarschüler der Stufe B/C geben in der Studie an, «homosexuelle Beziehungen genauso in Ordnung zu finden wie heterosexuelle». Oder mit anderen Worten: Schwer fassbare drei Viertel eines Teils der künftigen Erwachsenen dieses Landes sind demnach schwulen- und lesbenfeindlich eingestellt.

Obwohl die Untersuchungen zur Jugendkriminalität das Wort «Ausländer» scheuen wie der Teufel das Weihwasser, gibt die neuste Studie des Kantons Zürich trotzdem Antworten auf diese Frage – zumindest indirekt. Die



Forscher der Universität klärten bei allen Interviews ab, über welchen Migrationsstatus die jungen Leute verfügen und welcher Nationalität sie angehören. Die Antworten belegen, wie sich das Land in den letzten beiden Jahrzehnten verändert hat. Zum ersten Mal führten die Wissenschaftler die Umfrage 1999 durch. Damals gaben 58 Prozent der Jugendlichen an, beide Eltern hätten den roten Pass. In den letzten 22 Jahren verschob sich dieser Wert dramatisch. Junge

Trotz dieses bedenklichen Trends scheinen die wenigsten bereit, das Steuer herumzureissen.

Menschen mit einem Schweizer Vater und einer Schweizer Mutter machen noch 32 Prozent aus, «wodurch diese Gruppe heute in der Minderheit ist», wie die Studienverfasser richtig konstatieren.

Rekordverdächtige Einwanderung

Der Anteil von Schweizerinnen und Schweizern sank im gleichen Zeitraum von 77 auf 57 Prozent. 12 Prozent der Jugendlichen kommen nicht aus einem europäischen Staat, 1999 waren es noch 4 Prozent. Gleich viele haben einen Migrationshintergrund, stammen aus dem ehemaligen Jugoslawien. Dabei sind Kinder mit Migrationshintergrund, die die Sekundarschule B/C besuchen, mit ihren mehrheitlich homophoben Einstellungen doppelt so stark vertreten wie Jugendliche mit Schweizer Eltern.

Der Rückschluss ist entsprechend statthaft: Einerseits nimmt die Jugendgewalt in erschreckendem Ausmass zu. Andererseits gibt es im Land immer mehr junge Menschen mit einem ausländischen Pass, die hier geboren sind oder mit ihren Eltern in jüngster Vergangenheit in rekordverdächtiger Zahl eingewandert sind. Unabhängig davon, ob die politischen Verantwortlichen, Behörden und Forscher es benennen wollen oder nicht: Es gibt einen offensichtlichen und unbestreitbaren Zusammenhang zwischen dem Anstieg

der Jugendkriminalität und der starken Zunahme von ausländischen Heranwachsenden.

Trotz dieses bedenklichen Trends scheinen die wenigsten bereit, das Steuer herumzureissen. Die Forderungen in Zeiten eines Kriminalitätsanstiegs seien gerade bezüglich in Entwicklung befindlicher Jugendlicher «kontraproduktiv», schreibt etwa Dirk Baier, Leiter des Instituts für Delinquenz und Kriminalprävention an der Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften. Es brauche mehr «re-integrierende Formen des Umgangs mit jugendlichen Straftätern». Und man tröstet sich damit, dass die Jugendkriminalität in der Schweiz immer noch kleiner sei als in anderen Staaten.

Nachts am Bahnhof

Dass die vielen jungen Menschen, welcher Nationalität sie auch immer angehören, die immer öfter Opfer von Gewalt und Straftaten werden, das auch so sehen, darf man bezweifeln. Denn bei vielen Heranwachsenden geht längst die Angst um. Viele erzählen, es sei ihnen unwohl, wenn sie am Abend an einer Bushaltestelle oder an einem Bahnhof auf einen Zug warten. «Jugendliche und junge Erwachsene scheinen sich heute insgesamt bedeutend weniger sicher zu fühlen als vor sieben Jahren», bilanzieren die Verfasser der Studie von der Universität Zürich.

Es wäre längst Zeit zum Handeln. Die Öffentlichkeit müsste jedoch bereit dazu sein, den Tatsachen in die Augen zu schauen: Die grassierende Jugendgewalt in der Schweiz ist zu einem grossen Teil importiert. Wer sie entschärfen will, muss sich fragen, ob das Land die richtige Einwanderungspolitik verfolgt.

REICHMUTH & CO
PRIVATBANKIERS

«Die Welt steht kopf.»

Lesen Sie den Check-Up unter:
www.reichmuthco.ch

Schwanengesang aus der Männerwelt

Wenn Dinge nicht an dem Ort sind, an dem sie sein sollten.



Schatz, bist du noch wach?

Dann war die Zeit, als der Abend zur Nacht wurde und aus dem Lärm der Welt ein leises Rauschen. Ich sass auf der Terrasse, nachdem ich sie tagsüber auf Vordermann gebracht hatte, sah wirklich gut aus. Auf dem Tisch standen zwei wächserne Leuchten, in denen Rechaudkerzen brannten, die eine schimmerte rot, die andere orange, die Partnerin im Bett, das Kind auch, die Flasche offen, einfach nur dagesessen im Licht aus einer anderen Welt.

Den grossen, letzten Gedanken nachgegangen, fast ganz im Einklang mit sich selbst, ein Gefühl der Erträglichkeit stellte sich ein, und dann, am andern Tag, darauf gewartet, bis die Sonne untergegangen ist, die Missstimmungen in der Stille sich verlieren, bis die Flasche wieder offen ist und der Geist auch und alles eingetaucht ist in das Licht aus der anderen Welt. Die wächsernen Leuchten gesucht, die ich gestern noch in eine Ecke gestellt hatte, um sie vor möglichem Regen zu schützen, aber da waren sie nicht.

Hier geguckt, da geschaut, nichts. Wo hat sie sie hingetan, und vor allem, warum, ist nicht ihr Territorium, wieder typisch, sie nimmt auch immer T-Shirts aus meiner Seite des Schrankes, unglaublich, diese Auflösung der Privatsphäre im Namen der Liebe, wie einfach doch alles war, als man allein war, das bisschen Einsamkeit, das Fehlen eines Menschen für sich, war im Grunde eine erträgliche Tragödie. Keine Gespräche, wenn man nicht wollte, keine Inter-

aktion gegen den eigenen Willen, konfrontiert nur mit dem eigenen Wahnsinn.

Niemand erinnerte einen, was noch zu tun sei, man selbst schon gar nicht, das Chaos hatte die eigene Struktur, diese Leuchten würden noch dastehen, welchen Preis man doch bezahlt für ein wenig Zweisamkeit, und oft scheint man dennoch zu wenig zu geben, Zärtlichkeit, Aufmerksamkeit, Sex, Verständnis, Empathie, Liebe eben, was ist das denn für eine Liebe, hört man dann, aber man hört nicht mehr wirklich hin, ein Mann kann nicht immer lieben, und wenn plötzlich die Leuchten weg sind und die Momente auf der eigenen Insel in Gefahr, wie soll man da noch irgendeine Art von Zärtlichkeit aufbringen, wenn die kleine Rettung ins Wasser fällt, wenn man sich hinsetzen möchte nur mit sich selbst, sitzen im Schein eines Lichtes aus einer anderen Welt, das jetzt nicht mehr da ist, immer ist irgendetwas woanders, und warum sind sie jetzt nicht mehr da, was passte nicht, wieder nicht, ist es eine versteckte Form von Kritik, und wenn ja, muss das sein, die Richtigstellung durch Dinge, die zum stillen Vorwurf werden, ein weiterer, jeden Tag dieses Aufflackern von Vorwürfen.

Wo bleibt, bitteschön, der Respekt, wo die Unantastbarkeit des letzten Bisschens des Ichs, das Recht auf eigene Entscheidungen, was das Platzieren von Leuchten anbelangt, wo bleibt das alles, und das ist doch nicht zu viel verlangt, da man sich ohnehin schon den

Arsch aufreisst, um die Liebe in Gang zu halten, zuhört, den Geschirrspüler ausräumt, den Müll wegbringt, nicht mit den Kumpels einen Trinken geht, ruhig bleibt, wenn man beim Einkaufen den Salat vergessen hat und sagt, dafür hab ich ein prima Black-Angus-Beef und dann hört, ich will aber Salat, und warum die neue Garderobe noch nicht aufgehängt sei, obwohl das so besprochen worden sei, und man hat es nicht getan, weil die Kraft fehlte, weil sie schon im Kern manchmal verpufft und spätestens beim Suchen von zwei Leuchten?

Man setzt sich hin, um das Erhitzte zu kühlen, das Selbstmitleid einzufrieren, vernünftig zu werden, und sagt sich, dass man die Leuchten ja nur hatte, weil die Partnerin sie gekauft hat, okay, aber dass sie trotzdem nicht einfach weg sein können. Man geht nochmals hin in die Ecke, wo sie sein sollten, sieht genau hin, und da liegen sie, zusammengesmolzen, der letzten Sommersonne zum Opfer gefallen, ganz klein sind sie, kaum sichtbar. Scheisse.

Also in die Küche, an den Schrank, in dem die Kerzen sind, aber da sind keine. Verdammte. Wo hat sie die jetzt wieder hingetan? Dreimal tief durchatmen, ja, da ist noch Licht im Schlafzimmer. Schatz? Bist du noch wach? Ja. Sag, wo hast du die Kerzen hingetan? Was? Die Kerzen, wo sind sie? Dort, wo sie immer sind. Da sind sie nicht. Dann hast du vergessen, welche zu kaufen.

PERSONENKONTROLLE

Meyer, Frey, Meyer, Elizabeth II., Stolz, Stocker, Hartmann, Zuccolini, Xi, Putin, Andrew



Liebesentzug: SP-Politikerin Meyer.

Mattea Meyer, Mimose, tut sich schwer mit Meinungen, die von ihren politischen Überzeugungen abweichen. In verschiedenen Blättern haben junge Journalistinnen begründet, weshalb sie zum Schluss gekommen seien, dass das Volk zur AHV-Reform am 25. September ja sagen sollte. Gerade Frauen seien gut beraten, der Vorlage zuzustimmen, so der Tenor. Denn das Rollenbild, dem ihr tieferes Rentenalter entstamme, sei längst überholt. Die Linke habe sich mit ihrem Widerstand verrannt. Die Argumentation brachte die Co-Präsidentin der SP in Rage. Die Redaktorinnen würden es ihren Müttern verdanken, dass es Kitas und Gleichstellung gebe. Und zum Dank weibelten diese jetzt dafür, dass ihre Gebärerinnen länger arbeiten müssten. Ganz offensichtlich ist sich die Chef-Genossin nicht gewohnt, dass sie plötzlich im medialen Gegenwind steht. (odm)

Lilith Frey, Künstlerin, sorgt für eine Überraschung. Die Partnerin des ewigen Ringier-Starschreibers **Frank A. Meyer** malte die verstorbene Königin zu seiner aktuellen Kolumne im *Sonntagsblick*. Statt der bekannten Fotografie von Meyer vor dem Brandenburger Tor zierte ein Bild von **Elizabeth II.** die Seite. Keine leichte Aufgabe, immerhin gehört die Queen zu den meistporträtierten Persönlichkeiten der Welt. Doch das Werk der «Lebensfreudin», so die Bezeichnung von Meyer für seine Lilith, kann sich durchaus sehen lassen. (odm)

Nils Oliver Stolz, Perfektionist, hat unter 3113 Teilnehmenden das Zürcher Knabenschieszen gewonnen. «Mir liegt das Schiessen sehr. Für mich ist ein Kindheitstraum in Erfüllung gegangen», so der vierzehnjährige Stadtzürcher nach seinem Triumph. Der Lohn für die ein-



Shootingstar: Schützenkönig Stolz.

zig durch ihn erzielte Maximalpunktzahl von 35: 5000 Franken und ein Rundflug mit einem Super-Puma-Helikopter der Armee. Was macht er mit dem Geld? «Ich baue mit meinem Vater ein Bahnvelo.» Regierungspräsident **Ernst Stocker**: «Tolle Idee! Und bravo, das hast du hervorragend gemacht.» (ah)

Nik Hartmann, Extremsportler, TV-Moderator («Abenteuerlustig», 3+), hat sich bei einem Dreh im Tessin zusammen mit Kollege **Claudio Zuccolini** so schwer verletzt, dass er ins Spital musste. Die beiden TV-Profis versuchen sich im Wasser-Skispringen. Es läuft alles rund – bis sich Hartmanns linker Ski plötzlich verkantet und er das Gleichgewicht verliert. Hartmann: «Ich knallte mit Vollspeer mit meinem ganzen Körpergewicht auf eine Metallkante. Ich musste die Zähne zusammenbeissen, aber die Schmerzen waren zum Aushalten.» Die Folgen: eine Platzwunde, Prellungen sowie ein Oberschenkel in den Regenbogenfarben. Und die Einweisung ins Spital. Gute Besserung! (ah)

Xi Jinping, roter Kaiser, verlässt erstmals seit Beginn der Corona-Pandemie vor zweieinhalb Jahren das Land. Nächste Woche wird Chinas absoluter Herrscher nach Usbekistan reisen. Und wer ist die erste Person, die in den Genuss eines persönlichen Treffens kommt? Sein ziemlich bester Freund – **Wladimir Putin**. (ky)

Andrew, Duke of York, Tierfreund, erfüllt einen letzten Wunsch seiner Mutter: Der zweitälteste Sohn von **Queen Elizabeth II.** selig kümmert sich um ihre Corgis Muick und Sandy. Der Skandalprinz hat sich die Aufgabe allerdings selbst eingebrockt: Er schenkte ihr die Welpen, obwohl sie wegen ihres Alters keine Hunde mehr haben wollte. (ky)



INSIDE WASHINGTON

Konservative Männer hochmotiviert

Die «Oktober-Überraschung» dieses Wahljahres ist einen Monat zu früh gekommen und hat wie eine Stinkbombe in der Hauptstadt eingeschlagen. Die *Washington Post* berichtet, dass die Wähler, die sich am meisten für die Zwischenwahlen im November engagieren, entgegen der landläufigen Meinung und den Hoffnungen der Demokraten keine sexuell aktiven Frauen sind, sondern republikanische Männer. Schlimmer noch: «Diese Begeisterung hat zugenommen», wie das Meinungsforschungsinstitut You Gov herausgefunden hat. Die Demokraten erlebten nach der Entscheidung des Obersten Gerichtshofs vom Juni, die Abtreibungsgesetze an die Bundesstaaten zu delegieren, einen Anstieg des politischen Zuspruchs und der Aktivitäten. Dieser anfängliche Aufschwung scheint nun abgeflaut zu sein. Der politische Analyst der *Post*, Philip Bump, teilt den Lesern bedauernd mit: «Die Idee, dass vor allem die demokratischen Frauen neu und aussergewöhnlich aktiv sind, hat wenig mit der Realität zu tun.»

Meinungsforscher unterschätzen regelmässig die Begeisterung der Republikaner. Experten spekulieren, dass es den Wählern bei den Präsidentschaftswahlen 2016 und 2020 zu peinlich war, ihre heimliche Unterstützung für den damaligen Kandidaten Donald Trump zu offenbaren. Der *Washington Examiner* weist jedoch darauf hin, dass die Prognosen für die Senats- und Gouverneurskandidaten im Jahr 2020 und den Einfluss der Grand Old Party noch weiter danebenlagen als bei den Präsidentschaftswahlen. Mit anderen Worten: Die Meinungsforscher waren nicht nur von Trumps geheimnisvoller «Maga»-Magie geblendet. Sie haben auch die Marke der Republikaner unterschätzt. Gut möglich, dass die Republikaner im Herbst zu den Rhythmen des Disco-Klassikers «It's Raining Men» die Hüften schwingen.

Amy Holmes

MÖRGELI

Übertreiber und Untertreiber

Die Gletscherinitiative verlangt, dass die Schweiz bis 2050 netto kein CO₂ mehr ausstösst – ein industrieller und zivilisatorischer Selbstmord. Rechtzeitig zur Parlamentsdebatte über den Gegenvorschlag greift die *Sonntagszeitung* zum ganz grossen Hammer: Mit ihrem «Vorwurf des Klima-Alarmismus» liege die SVP «noch falscher als gedacht». Die Nerven der Klima-Alarmisten liegen blank. Weil die Bevölkerung merkt, in welche Strommangellage sie uns geführt haben.

Zitiert wird Toni Brunner, der 2007 gesagt habe, die Gletscher hätten sich immer wieder «zurückgebildet». Was ist falsch daran? In der Schweiz lagen einst flächendeckend kilometerdicke Eisschichten. Weil die Gletscher bis 1850 bedrohlich vorstiessen, erflehten die Bergler den Schutz Gottes vor den bedrohlichen Eismassen. Seit 2009 dürfen die Oberwalliser mit päpstlicher Erlaubnis beten, dass die Gletscher nicht mehr weiter zurückweichen.

Die *Sonntagszeitung* zitiert SVP-Vertreter, die vor «Horror- und Untergangsszenarien» gewarnt haben. Was ist falsch daran? Die Welt ist bisher selten untergegangen. Doch die Weltuntergangspropheten würden sich über den Weltuntergang freuen, wenn sie ihn nur vorausgesagt hätten. Nach einem warmen, eher trockenen Sommer erwarten die Bauern Rekordernnten. Noch nie sei es so unerträglich heiss gewesen, fantasieren die Journalisten. Dabei hätte man sich in der ersten Hälfte des Erdzeitalters beim Baden in einem Ozean mit 70 Grad Celsius verbrüht.

Der Rückgang der Gletscher dient als Beweis für die menschengemachte Klimaerwärmung. Dabei waren die Gletscher in der Hälfte der letzten 10 000 Jahre kürzer als heute. Und die Alpen waren mehrheitlich grüner, als sie es heute sind. Die Forschung habe «nicht über-, sondern untertrieben», behauptet die *Sonntagszeitung*. Wie bitte? Der Weltklimarat hat 2007 das Ende der Gletscher am Himalaya fürs Jahr 2035 prophezeit. Sie mussten die abstruse Übertreibung zurücknehmen. Wahrsager sprechen meistens Lügen. Der falsche Prophet gilt was im eigenen Land. Doch Wahrsager sind selten Wahrheitssager.

Christoph Mörgeli

Obligatorium durch die Hintertür

Städtzürcher Volksschüler sollen künftig den Mittag in der Schule verbringen. Das ist ein Eingriff in die Privatsphäre.

Régis Ecklin

Mittagszeit ist Ruhezeit. Besonders für Kinder sind Rückzugsmöglichkeiten, um Energie zu tanken, wichtig. Die Mittagspause dient der individuellen Erholung, und ihre Gestaltung ist Privatsache.

Das sieht die Stadt Zürich anders. Künftig sollen Kinder ab dem zweiten Kindergarten in allen Volksschulen über Mittag betreut werden. Erklärtes Ziel ist laut Evaluationsbericht über die ersten zwei Tagesschulversuche, dass 90 Prozent der Primarschüler und 75 Prozent der Sekundarschüler dieses Angebot in Anspruch nehmen.

Am 25. September stimmen die Zürcher über zwei Varianten der Tagesschule ab. Die Variante des Stadtrats würde den Steuerzahler jährlich 75 Millionen Franken kosten, während diejenige des Gemeinderats mit 126 Millionen zu Buche schlagen würde. Die höheren Kosten rühren daher, dass den Eltern mit dem Vorschlag des Gemeinderats ein Tarif von 6 Franken pro Mittag vorgelegt wird statt der 9 Franken, die dem Stadtrat vorschweben. Zudem fordert der Gemeinderat längere Betreuungszeiten und ein Verhältnis von einem Betreuer pro sieben Kinder, während der Stadtrat einen Betreuer pro zehn Kinder für ausreichend hält.

Private Horte, kommunale Mittagstische, betreute Hausaufgabenlektionen und beaufsichtigte Mittagsstunden gibt es schon lange, und sie sind politisch weitestgehend unumstritten. Mit der Einführung des Konzepts der Tagesschule findet allerdings ein Paradigmenwechsel statt. Die Teilhabe an diesem Mittagsangebot bleibt zwar vorläufig freiwillig, doch das Obligatorium wird schleichend eingeführt. So ist es nicht möglich, sein Kind für die Mittagsbetreuung anzumelden. Die Kinder gelten automatisch als angemeldet, und es ist die Nicht-Teilnahme, die einer Abmeldung durch die Eltern bedarf. Diese Abmeldung muss mehr als vier Monate vor Beginn des neuen Schuljahrs erfolgen. Die Teilnahme gilt für mindestens ein Semester und kann nicht auf Monatsende gekündigt werden.

Familien, die ihr Kind nur an einem Tag in die Tagesschule schicken, zahlen laut Stadtrat Variante 33 Franken für diesen einen Tag und laut Gemeinderat 18. Nähmen sie das Angebot

jeden Tag wahr, müssten sie 9 respektive 6 Franken pro Tag zahlen. Zudem ist eine Verkürzung der Mittagspause vorgesehen, um die Eltern zusätzlich unter Druck zu setzen. Da das Angebot mit Steuergeldern finanziert wird, zahlen Eltern, die über den Mittag lieber für ihr Kind im familiären Kreis kochen, doppelt.

Die Idee der Tagesschule reiht sich in die rotgrüne Tradition ein, den staatlichen Einflussbereich möglichst auszudehnen. Die Tagesschulen werden neues Personal brauchen. Dieses muss ausgewählt, geschult und kontrolliert werden. Hinzu kommt die Aufstockung der Infrastruktur; es wird neue Küchen, Betreuungsräume und Ruhezimmer brauchen. Mit der Einführung der quasi-obligatorischen Mittagsbetreuung geht die Stadt Zürich einen weiteren Schritt in Richtung staatliche Kindererziehung. Mit ihr wäre die ultimative Vereinbarkeit von Beruf und Erziehung erreicht. Von der Erziehung bliebe für die Eltern kaum etwas übrig.

liebe ist...



... Kaffee mit der besten Freundin.

Nant de Drance: Abfluss verstopft

Die Schweiz spinnt: Das neue Mega-Speicherwerk kann gar nicht mit voller Leistung produzieren.



Nant de Drance beweist: Der Bau von neuen oder erneuerten Wasserkraftwerken dauert leider ewig. Auch ohne grosse Einsparungen. Während vierzehn langen Jahren waren bis zu 650 Arbeiter auf der Baustelle zwischen Châtelard und dem Emosson-Stausee am Werk. Vor sechs Tagen weihten Simonetta Sommaruga und Roberto Schmidt dieses Wunderwerk der Technik ein. Ohne jeden kritischen Unterton.

Optimale Stromspeicher müssen drei Funktionen erfüllen: erstens den Tag-und-Nacht-Ausgleich sicherstellen. Anders als bisher gedacht, werden wir am Tag zu viel Strom haben und in der Nacht zu wenig. Zweitens müssen sie garantieren, dass europäische Dunkelflauten mit überbrückt werden können. Dunkelflaute bedeutet: Die Sonne versteckt sich hinter den Wolken, und der Wind bläst nicht. Und drittens sollten Speicher aus Sommerstrom Winterstrom herstellen, weil wir im Sommer zu viel und im Winter zu wenig Strom haben.

Die beiden Mega-Pumpspeicherwerke Nant de Drance und Linth-Limmern können Sommerenergie nicht in Winterenergie verwandeln. Weil ihre oben gelegenen Speicher zu klein sind. Und beiden Kraftwerken geht deshalb, selbst bei Dunkelflauten, zu schnell der Schnauf aus. Sind sie trotz hohen Verlusten von 20 Prozent beim Tag-und-Nacht-Ausgleich auch ein Geschäft? Alles hängt davon ab, wie sich erstens die Preise verlustärmerer Speicherformen entwickeln. Und zweitens davon, ob man – vorerst noch wichtiger – die Energie überhaupt hin- und hertransportieren kann.

Das ist bei Nant de Drance leider nicht der

Fall. Die Strom-Schweiz leidet im matchentscheidenden Walliser Alpenraum unter Dauer-Verstopfung. Vier Probleme stellen sich:

Problem Leitung Chippis-Mörel — Das Swissgrid-Projekt ist gescheitert, weil das sture Unternehmen keine erdverlegten Varianten der Höchststromleitung seriös prüfen wollte. Das muss jetzt nachgeholt werden.

Problem Gotthardleitung — Von Grenchen kann man den Strom nächstens problemlos

Wann endlich wird Albert Rösti sich den wahren Problemen der Elektrifizierung der Schweiz widmen?

bis nach Airolo transportieren. Dann aber ist das Ende der Fahnenstange erreicht. Die Gotthardleitung ist überlastet. Frühestens in zehn Jahren wird sie normal funktionieren.

Problem Simplonleitung — Die 220-kV-Leitung über den Simplonpass hat schon heute zeitweise zu wenig Kapazitäten.

Mega-Problem Gemmileitung — Ursprünglich hat man diese Leitung für 380 kV ausgelegt. Allerdings wurden seither die Vorschriften verändert. Richtigerweise. Bewilligt und betrieben wurde die Leitung immer nur mit 220 kV. Jetzt will der Bundesrat die Leistung mit Notrecht von 220 auf 380 kV erhöhen, um den Abtransport des Stroms aus dem Wallis, aus dem Werk Nant de Drance, vorübergehend sicherzustellen. Die Leitungen führen direkt über Leukerbad. Volksaufstände drohen.

Einmal mehr stecken wir mitten im Mistloch. Und einmal mehr zeigt die Oberwalliser Zeitung *Rote Anneliese* auf, wie man auch dieses Problem schnell und schmerzlos lösen kann.

Wir brauchen subito eine Strom-Neat, die das bernische Bickigen über Chippis und Ackersand mit Mörel und dem italienischen Pallanzeno verbindet. Mit Notrecht müsste Swissgrid grünes Licht für die Bauarbeiten erhalten, wenn das Unternehmen den Gleichstrom nicht über Freileitungen, sondern durch Mikrotunnels effizient fließen lassen würde. Diese Strom-Neat würde weniger als 200 Kilometer Länge aufweisen und rund zwei Milliarden Franken kosten. Ohne die Staatskasse zu belasten, könnte man den unsinnigen Ausbau des Lötschberg-Basistunnels auf zwei Spuren auf den St. Nimmerleinstag verschieben. Weil wir die zusätzlichen Bahnkapazitäten gar nicht brauchen.

Wann erwacht das ständerätliche Strom-Powerduo Beat Rieder und Ruedi Noser? Wann endlich wird Albert Rösti, der landesweit grösste Lobbyist, statt den Elektroautos Steine in den Weg zu legen, sich den wahren Problemen der anstehenden und lösbaren Elektrifizierung der Schweiz widmen? Für alle Kenner des Stromsumpfes: Nant de Drance ist ein Wasserkraftwerk. Der Stromabfluss ist nachweislich verstopft. Dr. Albert Rösti ist nicht nur Autolobbyist, sondern auch Präsident des Schweizerischen Wasserwirtschaftsverbandes. Dies alles auf seinem Weg in den Bundesrat.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Tiefschlag für Russland

Die Geländegewinne der ukrainischen Armee erinnern an den Vormarsch der Wehrmacht im Sommer 1941. Präsident Putin steckt in der Bredouille.

Thomas Fasbender

Selbst die überzeugten Kriegsbefürworter auf den russischen Telegram-Kanälen sprechen von einer Katastrophe. In der Geschwindigkeit und den Begleiterscheinungen erinnern die Geländegewinne der ukrainischen Armee an den Vormarsch der deutschen Wehrmacht im Sommer 1941. Binnen weniger Tage haben die Verteidiger Tausende Quadratkilometer und wichtige Verkehrsknotenpunkte zurückerobert.

Dabei sind die Russen einer klassischen Kriegslist aufgesessen. Wochenlang schien es, als bereite die ukrainische Armee eine Grossoffensive im Süden vor, am rechten Dnjepr-Ufer. Dort wurden systematisch Brücken zerstört, auch einzelne Dörfer eingenommen. Als Reaktion verlagerten die Russen Truppen aus dem Osten und Nordosten in die Region um Cherson – dann erfolgte der ukrainische Vorstoss an der Nordostfront bei Charkiw. Binnen 48 Stunden verlor die russische Armee praktisch das gesamte besetzte Territorium südlich der russischen Grenze und westlich des Oskil-Flusses.

Für Kiew und die westlichen Unterstützer sind die Erfolge von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Sie haben ihr vorrangiges Ziel erreicht: einen Wendepunkt zu erzwingen, bevor der Winter, die Preise für Energie und die wirtschaftlichen Probleme in Westeuropa Kriegsmüdigkeit und Friedenswünsche aufkeimen lassen. Jetzt erkennt das europäische Publikum, dass die Bereitstellung von Waffen und enormen Finanzmitteln greifbare Resultate bringt.

Versorgungsmängel und Korruption

Ausser den Waffenlieferungen tragen auch die Militäraufklärung und -beratung durch die Amerikaner zum ukrainischen Vormarsch bei. Das Pentagon wirkt offenbar bis auf die taktische Ebene hinunter bei der ukrainischen Kriegsführung mit. Doch das ist keine hinreichende Erklärung für den unkoordinierten, geradezu panischen Rückzug der Russen. Allem Anschein nach ist die russische Militärführung mit den vorhandenen



Das Eskalationspotenzial ist noch lange nicht ausgeschöpft: Charkiw, 11. September.

Ressourcen nicht mehr zur erfolgreichen Führung eines zeitgenössischen, konventionellen Kriegs in der Lage. Die aus einer Vielzahl russischer Quellen gewonnenen Erkenntnisse sind haarsträubend: krasse Versorgungsmängel bei Ausrüstung, Waffen und Munition bis hin zu Lebensmitteln und Wasser; grassierende Korruption unter den Offizieren; Panzer, die fahren, aber nicht schießen, und Panzer, die schießen, aber nicht fahren.

In weniger als einer Woche haben die ukrainischen Truppen mehr Territorium befreit als die Russen in fünf Monaten Krieg erobern konnten. Ihre Offensive überrennt Verteidigungslinien, die so ausgedünnt sind, dass sie praktisch nur noch auf dem Papier existieren. Obendrein begegnet das russische Waffenarsenal überlegener Technik. Die US-Raketenwerfer schießen weiter, die Nato-Artillerie trifft präziser, und die westlichen Aufklärungsdrohnen und -satelliten erkennen das Geschehen hinter der Front entschieden genauer.

Nach ähnlichen Rückschlägen in den vergangenen Monaten liess der Kreml verlauten,

alles verlaufe «nach Plan». Sollte es auch diesmal so sein, dann ist die Befreiung des ukrainischen Territoriums programmiert. Es sei denn, den Ukrainern gehen ihrerseits Menschen und Material aus – oder Russland ringt sich zu einem grundlegenden Wechsel seiner Strategie durch.

Bislang sieht wenig danach aus. Am Wochenende beging Moskau sein 875-jähriges Stadtjubiläum; Wladimir Putin weihte ein neues Riesenrad ein. Noch wird getanz, noch krallt man sich an das Dogma, der Krieg sei eine «militärische Spezialoperation» und die Ukraine nur eine Art *failed state*. Dabei rächt sich für Russland jetzt das sture Festhalten an dem Glauben, die Auseinandersetzung mit Bordmitteln führen und gewinnen zu können. Nach über sechs Monaten Krieg ist die Truppe bis in die Generalränge hinein ausgezehrt. Die Verluste an Menschen und Material sind immens. Das wird auch nicht besser, indem man die Zahlen verschweigt.

Natürlich ist Putin sich des Dilemmas bewusst. Seit Monaten versucht der Kreml,

neue Soldaten zu rekrutieren. Freiwillige werden angeworben, zentralasiatische Söldner, selbst Häftlinge mit der Aussicht auf Straferlass. Alles, nur um dem Kremlchef die Generalmobilmachung zu ersparen. Die käme dem Eingeständnis gleich, dass die «Spezialoperation» eben doch ein Krieg und kein bewaffneter Spaziergang ist und die Kiewer Regierung eben doch ein Vierzig-Millionen-Volk repräsentiert.

Legalistischer Ausweg?

Der russische Präsident steckt in der Bredouille. Seine jüngste Rede an einem Wirtschaftsforum verriet, wie sehr er auf den zermürbenden Effekt eines Energieembargos im kommenden Winter gesetzt hat: «Wir werden gar nichts liefern, wenn es unseren Interessen widerspricht, kein Gas, kein Öl, keine Kohle.» Doch bis in Europa die Wohnungen auskühlen und die Insolvenzen zum Tsunami werden, vergeht noch ein Vierteljahr. So lange wird seine Potjomkin-Armee die Front nicht halten.

Die Entwicklung der kommenden Wochen und Monate hängt davon ab, wie Russland reagiert. Business as usual führt mit grösster Wahrscheinlichkeit zum Verlust sämtlicher erobeter Territorien. Bislang wurde angenommen, dass der studierte Jurist Putin nach einem legalistischen Ausweg sucht. Die angestrebten Referenden in den besetzten Gebieten, so eine verbreitete Lesart, hätten deren Anschluss an Russland «legitimiert» – aus der Spezialoperation wäre quasi über Nacht die Verteidigung russischen Territoriums geworden. Und damit ein Kriegsgrund allemal.

Ein solches Kalkül wurde durch die ukrainische Offensive wirksam durchkreuzt. Die geplanten Volksabstimmungen wurden abgesagt.

Jetzt erkennt das Publikum, dass Waffen und Finanzmittel greifbare Resultate bringen.

Auch die Ankündigung des Tschetschenenführers Ramsan Kadyrow, seinen Posten als Republikchef im Nordkaukasus zur Verfügung zu stellen, wurde zurückgezogen. Zuvor war spekuliert worden, dass der (angeblich) überloyale Kadyrow als neuer Chef der Nationalgarde vorgesehen sei, einer veritablen Armee des Innern mit rund 350 000 Mann.

Präsident Putin gerät unter Handlungsdruck. Bislang hat er sogar davor zurückgeschreckt, seine offensichtlich überforderte Militärspitze zu ersetzen, den Verteidigungsminister und den Generalstabschef. Doch es wird ihm nicht gelingen, die ukrainische Offensive auszusitzen und auf den Winter zu warten. Mit den Rückschlägen steigt das Risiko, dass die seit über zwanzig Jahren stabile Putin-



Mehrheit ins Wanken gerät. Schon werden oppositionelle Stimmen laut – vor allem seitens nationalistischer Kriegsbefürworter.

Putin muss liefern, wenn er politisch überleben will. Aber welche Optionen stehen ihm zur Verfügung? Die Luftschläge gegen kritische Infrastruktur, mit denen Russland jetzt kurzfristig reagiert, sind Verzweiflungstaten. Auch wenn er das Kriegsrecht ausruft und Hunderttausende Reservisten mobilisiert, dauert es Monate, bis der Effekt auf dem Schlachtfeld sichtbar wird. Umso wahrscheinlicher ist, dass der ukrainische Vormarsch anhält oder nach einer Pause fortgesetzt wird. Im Westen wird das die Überzeugung vertiefen, dass Russland den Krieg verlieren kann und Friedensverhandlungen nicht prioritär sind.

Stalins langer Atem

Die zu erwartende Euphorie der auf den ersten Blick wahrscheinlichen Sieger könnte allerdings bewirken, dass Russland sich auf den langen Atem zweier seiner berühmtesten Feldherren besinnt: Michail Kutusow und Josef Stalin. Die Personalie Putin ist in einem solchen Szenario schon zweitrangig. Die russische Gesellschaft wird nach gerade dreissig Jahren keine zweite Niederlage gegen die USA und ihre Verbündeten hinnehmen. Zudem haben die Kriege der Vergangenheit gezeigt, in welchem Ausmass Russland in der Lage ist, Rückschläge hinzunehmen und zu verdauen.

Es ist die Krim, die sich als Auslöser für einen Wendepunkt anbietet. Der Besitz der Ost- oder Südukraine gilt den allerwenigsten Russen als nationales Anliegen. Anders die Krim. Russland wird die Halbinsel nicht hergeben, und der Westen tut gut daran, sich das zu vergegenwärtigen. Ausreichen könnte schon ein ukrainischer Raketenschlag gegen die Brücke von Kertsch, die den Osten der Krim mit dem südrussischen Festland verbindet. Die Lieferung entsprechender US-Waffensysteme mit einer Reichweite von 300 Kilometern steht im Raum. Das Potenzial dieses Krieges, auch das Eskalationspotenzial, ist noch lange nicht ausgeschöpft.

Schweiz beteiligt sich an neuer AKW-Forschung

Der Kooperationsvertrag zwischen dem deutsch-kanadischen Unternehmen Dual Fluid und dem schweizerischen Paul-Scherrer-Institut (PSI) wurde bereits vor einem Monat unterzeichnet. Es geht um theoretische Berechnungen für einen Kernreaktor der «Generation IV».

Der Dual-Fluid-Reaktor hat gegenüber herkömmlichen AKW viele Vorteile. Eine Kernschmelze ist ausgeschlossen; es entstehen praktisch keine hochradioaktiven Rückstände mehr; der Reaktor wäre sogar in der Lage, Abfälle aus heutigen AKW als Brennstoff zu nutzen.

Die Entwicklung eines derartigen Reaktors braucht Jahrzehnte. Doch völlig neu ist die Technologie nicht. Das Brüterprinzip, auf dem sie beruht, ist seit über einem halben Jahrhundert erforscht und wurde auch schon erfolgreich getestet.

Gelingt der Durchbruch, wäre dies nicht nur ein Segen für die Versorgungssicherheit, sondern auch für die Umwelt. Kernreaktoren haben bekanntlich den Vorteil, dass sie keine Emissionen freisetzen.

Propaganda, statt gute Nachrichten

Neben dem PSI beteiligen sich auch die Technische Universität München und die Technische Universität Dresden an der Entwicklung des Dual-Fluid-Reaktors. Am PSI werden gerade zwei Stellen für das Projekt geschaffen. In München und Dresden arbeiten bereits je drei Wissenschaftler am neuen Reaktor. Das ist ein erster Schritt.

Doch statt die gute Nachricht zu verbreiten, zielt sich die sonst sehr aktive PR-Abteilung des PSI mit Auskünften. Am liebsten möchte man das Atomprojekt verschweigen. Stattdessen betreibt das PSI auf seiner Website ungeniert Propaganda für die «Energiewende».

Das PSI wurde nach dem legendären Schweizer Atomphysiker Paul Scherrer benannt und entstand aus der Fusion des Eidgenössischen Instituts für Reaktorforschung und des Schweizerischen Instituts für Nuklearforschung.

Doch mit dem Trend der Lifestyle-Energie verlagerte das PSI den Fokus zusehends auf Sonne, Wind und Biomasse. Kern- und Reaktorphysik fristen nur noch ein klägliches Schattendasein.

Die Zeit wäre reif für das PSI, sich wieder an seine Wurzeln zu besinnen – statt diese zu verleugnen.

Alex Baur

Ladys, wacht auf!

Warum ich für die AHV-Reform sein müsste.
Und es trotzdem nicht bin.

Silvia Affolter

Ich bin ein Kind der sechziger Jahre. Unlängst sagte mir eine Gleichaltrige: «Wir können stolz auf uns sein. Wir haben damals die Zukunft der Frauen aktiv mitgestaltet. Wir haben den Weg für sie geebnet, damit sie tun und lassen können, was sie wollen.» Das stimmt. Wir haben so viel erreicht, dass sich viele junge Menschen heute nicht mehr mit Geschlechterfragen und Gleichberechtigung auseinandersetzen müssen, sondern sich dem ergiebigen Thema Geschlechtszugehörigkeit und Diversity widmen dürfen.

Ich wollte nach der Mittelschule unbedingt Pilotin werden. Das war damals absolut undenkbar, so wie vieles andere auch. Meinen ersten Job habe ich bei einer renommierten Zürcher PR-Agentur bekommen, wo ich im Vorzimmer des korpulenten Chefs an einem Plexiglastischchen sitzen durfte. Die Kleiderordnung war strikt: kurzer Jupe.

Als ich später beim Schweizer Fernsehen den Einstieg versuchte, wollte der Regisseur seine Altherrenfantasien umsetzen, ich nicht. Damit war meine Karriere beim Staatsfernsehen beendet. Ich musste den Umweg über deutsche TV-Anstalten nehmen, wo bereits damals Frauen in Führungspositionen keine Seltenheit waren.

Wir sind eine Kämpfergeneration

Das alles ist Schnee von gestern, und das ist gut so. Ladys, wir sind die Kämpfergeneration. Wir haben uns nicht gescheut, unsere Kinder ohne das Sicherheitsnetz einer Ehe aufzuziehen. Wir haben Mehrfachbelastungen auf uns genommen, wir haben illegal Kindermädchen aus den verschiedensten Erdteilen einfliegen lassen, weil «Kita» damals ein Fremdwort war. Noch 1997 stolperte man in einem Möbelgeschäft eher über einen Hundnapf, als dass ein Wickeltisch aufzufinden gewesen wäre.

Wir dürfen also stolz auf uns sein.

Spätestens jetzt werden Sie sich fragen: Was hat das alles mit der AHV-Reform zu tun? Weshalb ich mich vor einer so wichtigen Abstimmung legitimiert fühle, meine persönliche Sicht preiszugeben, hat diverse Gründe.

Ich bin emanzipiert. Ich achte und liebe auch Männer. Ich habe für die Gleichstellung nicht nur aktiv gekämpft, sondern diese auch vorgelebt. Ich habe mein Leben lang gearbeitet und bin in der privilegierten Lage, dass nicht nur meine dritte Säule, sondern auch meine Pensionskasse gefüllt ist. Bereits mit vierzig

Von Gleichstellung kann auch bei Annahme der Reform keine Rede sein.

habe ich in die solidarisch haftende AHV mehr einbezahlt, als ich je zurückbekommen werde. Ich kann mit gutem Gewissen neunzig werden. Ob ich jetzt noch ein bisschen mehr Mehrwertsteuer bezahle, kann mir wurscht sein, denn ich gehöre ja nicht zu den Menschen, die am Rande des Existenzminimums gezwungen sind, in Lidl und Aldi nach dem preisgünstigsten Aufschnitt zu suchen, um die Familie zu ernähren.

Ich habe noch immer interessante Jobangebote, die von selber reinflattern, denn mit 58 Jahren kann ich es laut meinem weiblichen Umfeld vergessen, eine feste Neuanstellung zu bekommen. Selbst mit freiwilliger Lohnbeschränkung und dem Argument, dass man das doppelte Know-how einer 24-Jährigen mitbringt. Grund: Das Gesetz über die berufliche Vorsorge (BVG) ist für Arbeitgeber bei älteren

Angestellten zu teuer. Eigenverantwortung und Selbstbestimmung hatte ich immer vor Augen, denn mir war früh klar, dass Selbstbestimmung mit finanzieller Unabhängigkeit Hand in Hand geht. Wer zahlt, befiehlt. Darauf beruht nicht nur unsere Wirtschaft.

Teilzeitjobs und Arbeitsteilung

Dennoch: Was wir Frauen uns jetzt unter dem Deckmäntelchen der ultimativen Gleichberechtigung (für die wir unbestritten alle sind) gefallen lassen müssen, ist allerhand. Von Gleichstellung kann auch bei Annahme der AHV-Reform keine Rede sein. Noch immer leben viele Paare die klassische Rollenverteilung, Frauen oft mit zusätzlichem Teilzeitjob, weil eine professionelle und bezahlbare Kinderbetreuung noch immer nicht überall gewährleistet ist.

Aufgrund kürzlicher fundamentaler Bundesgerichtsentscheide, die einen regelrechten Paradigmenwechsel begründeten, werden Frauen und Männer, die sich jahrzehntelang ausschliesslich der Familie und dem Haushalt gewidmet haben, gezwungen, nach einer Scheidung sofort wieder ins Berufsleben einzusteigen.

Das wäre grundsätzlich fair und richtig. Nur: Wie realistisch ist das für die Babyboomer-Generation? Die Generation Z kennt Teilzeitjobs und Arbeitsteilung, übrigens dank uns. Da wir uns stets am Rande des Wahnsinns bewegten, haben unsere Söhne und Töchter wohl mitgekriegt, dass ohne eine faire Arbeitsteilung ein Familienleben nicht funktionieren kann.

Für die meisten älteren Frauen – ohne Job, ohne professionelles Netzwerk, ohne stetige Weiterbildung und das Verständnis für die neuen Arbeitswelten mit ihren diversen Technologien – sieht es düster aus. Ob diese ein Jahr früher oder später ihre Rente bekommen, spielt eine Rolle. Also wacht auf, es muss nach anderen Lösungen gesucht werden. Wir haben es uns schwer verdient.



Silvia Affolter ist ehemalige Miss Schweiz, Unternehmerin, Journalistin und Moderatorin.

Mann im Rüschenkleid

Popstar Harry Styles, 28, gewinnt Awards am Laufmeter.
Was macht den Frauenschwarm so erfolgreich?

Sylvie-Sophie Schindler

Keith Moon war begabt darin, Hotelzimmer zu verwüsten. Der Schlagzeuger der Kult-Band The Who, der im Jahr 1978 an einer Überdosis Beruhigungsmittel starb, gilt als grösster Randalierer unter den Rockern; man nannte ihn auch Moon the Loon – Moon, der Irre. Dass berühmte Musiker sich als Bad Guys in Szene setzen, gehörte einst fast schon zum guten Ton. Vorausgesetzt wurde mindestens, wie es unter anderem Rolling-Stones-Gitarrist Keith Richards demonstrierte, Fernseher aus dem Fenster zu werfen. Und auch wenn Stars wie Johnny Depp noch in jüngerer Zeit Furore machten mit Testosteron-Ausbrüchen, steht spätestens seit Harry Styles fest: Die Ära der *Enfants terribles* ist vorbei.

Man sollte meinen, dass man der sogenannten Generation Snowflake, also jenen jungen Menschen, die auf Kritik empfindlich reagieren und mit Samthandschuhen angefasst werden wollen, ohnehin keine Wiedergänger von Ozzy Osbourne zumuten kann. Aber bedeutet das automatisch, dass Harry Styles, als Phänomen erstaunlich genug, charakterlich höchstens das Niveau eines Knuddel-Teddys hat? Und wenn ja, dürfte man in Zeiten, in denen Krise auf Krise folgt, der Harmlosigkeit überhaupt einen Vorwurf machen? Ist es nicht legitim, nach einer Erlöserfigur zu lechzen? Allein: Kann Harry Styles das einlösen? Und: Muss er das?

Ein Superlativ nach dem anderen

Zunächst: Der 28-jährige Brite hat sich als einer der erfolgreichsten, einflussreichsten Musiker etabliert. Nach seinem Start mit der Boygroup One Direction im Jahr 2010, die mit über sieben Millionen verkauften Tonträgern zu den *best-selling boy bands of all time* zählt, gelingt ihm auch als Solokünstler – im Mai 2017 erschien sein Debütalbum «Harry Styles» – ein Superlativ nach dem anderen. Es hagelt Preise und Awards. Nicht nur gesanglicher Natur: Vor wenigen Tagen wurde er auf dem Filmfestival in Toronto auch als Schauspieler ausgezeichnet, in dem prämierten Film «My Policeman». Inzwischen steht er mit «Harry's House» bei sei-



Warum er?
Knuddel-Rebell Styles.

nem dritten Album. Damit schaffte er es erneut weltweit an die Chart-Spitzen.

Seine Instagram-Follower-Zahl liegt bei 47,1 Millionen. Was aber suchen derart viele Menschen, darunter mehrheitlich Frauen, bei diesem Mann? Warum er? Warum kein anderer?

Als der Philosoph Peter Sloterdijk von *Bild* gebeten wurde, das Phänomen Helene Fischer zu erklären, begründete er das mit deren Durch-

Es geht darum, einfach Mensch zu sein ohne das Herausstellen von Geschlechtern.

schnittlichkeit – in der Schlagersängerin würde sich die Mehrheit der Deutschen wiedererkennen. Das entspreche dem Zeitgeist, denn «die meisten Menschen heute wollen keine bewundernden Tiere mehr sein», sondern es gehe ihnen darum, «sich selbst im anderen zuzujubeln».

Nun müsste man der Frage nachgehen, was dieses Selbst eigentlich ist und inwieweit man überhaupt über sich Bescheid wissen kann. Bereits seit dem Orakel von Delphi ist man zur Selbsterkenntnis aufgerufen, und dennoch scheint man sich lieber an sich selbst vorbeizumogeln und einer narzisstischen Illusion aufsitzen zu wollen, als mit seiner eigenen Fehlbarkeit und Abgründen in Berührung zu gehen. Demnach jubelt man, wenn man sich selbst zujubelt, sehr wahrscheinlich einer vorzeigbaren Version zu. Vielleicht auch einer, die erst im Werden ist, die in der Zukunft liegt und damit im Konjunktiv.

Rebellion ohne Verbissenheit

Harry Styles ist unbezweifelbar ein Mädchen- und Frauenschwarm. Aber er steht auch für eine Vision. Und bietet damit, über sich selbst hinausweisend, ein «Was wäre, wenn ...?» an. Er scheint längst die Metamorphose in diese Zukunft geschafft zu haben, nach der sich die werdenden sehnen, der sie – statt ausschliesslich sich selbst – entgegenjubeln. Es ist eine Zukunft, die, wie es der Titel seiner Tour «Love On» nahelegt, Menschen zusammenbringen will, ein Ruf nach mehr Nähe, mehr Wärme; «Treat People With Kindness» lautete die Aufschrift auf T-Shirts, die er 2018 herausbrachte. Geschlechtergrenzen spielen in dieser Welt keine Rolle mehr, wie Harry Styles Look unübersehbar beweist.

Er trägt opulente Holzperlenketten lässig über nerdige Pullover, posiert in Netzstrümpfen und verspielten Blusen oder in einem Gucci-Rüschenkleid mit dunklem Blazer – wie etwa, und damit als erster Mann überhaupt, auf dem Cover der *Vogue*. Erstaunlich: Was bei anderen inszeniert wirken würde, gelingt ihm erfrischend selbstverständlich. Harry Styles bekennt sich zu Frauen, er datet Frauen, insbesondere ältere, er schwärmt von Frauen, zugleich befreit er sich aus sexueller Zuordnung. Das spricht der LGBTQ+-Community freilich enorm zu, und dennoch, Harry Styles scheint schon einen nächsten Schritt voraus zu sein. Es geht darum, einfach Mensch zu sein ohne das Herausstellen von Geschlechtern. Rebellion braucht keine Verbissenheit.

Eine Insel im Atlantik

Klugheit, Stabilität und Treue:
Warum die Linken Queen Elizabeth II verachten.

Julian Reichelt

Es gibt nicht viele Menschen, die es ein fast hundert Jahre dauerndes Leben lang schaffen, mit unvergleichlichem Anstand all das zu verkörpern, was unsere Welt zu einem lebenswerten Ort macht: Stabilität, Verlässlichkeit, Treue, Tradition, Tee, Loyalität, Freundlichkeit, Klugheit, Familie. Jedes Jahrhundert bringt nur wenige solcher Menschen hervor. Queen Elizabeth II vollbrachte es, gleich zwei Jahrhunderte zu prägen. Sie regierte ein Drittel der bisherigen Lebensspanne der Vereinigten Staaten von Amerika, siebzig Jahre. Sie kämpfte als junge Frau gegen Hitler und traf als Königin alle Bundeskanzler in der Geschichte unseres Landes.

Gekrönt wurde sie vier Tage nachdem der Brite und Bienenzüchter Sir Edmund Hillary als erster Mensch den Mount Everest bestiegen hatte – diese Woche musste der Chefzüchter der Bienen des Königreichs gemäss einer uralten Tradition seine Tiere offiziell darüber informieren, dass die Königin gestorben ist und von nun an ihr Sohn Charles ihr neuer König ist. Das ist kein Witz, das ist Grossbritannien.

Luftkampf gegen Nazi-Deutschland

Die Queen steht für eine kleine Insel im unwirtlichen Atlantik, die es schaffte, zur menschlichen Weltmacht aufzusteigen und uns freie Rede, Meinungsfreiheit zu schenken, die grösste Bereicherung der Weltgeschichte. Noch Generationen werden darüber streiten, wer besser war, die Beatles oder die Rolling Stones, aber unstrittig ist, wo die beiden grössten Bands aller Zeiten herkamen – nämlich von dieser Insel, und Elizabeth II war ihre Königin.

Die Briten waren es, die es durch ihre unerschütterliche Entschlossenheit, sich niemals Tyrannen zu ergeben, erst möglich machten, Europa wieder aus der Tyrannei zu befreien und den Nazis zu entreissen. Die junge Elizabeth sah, wie die jungen Männer ihrer Generation in der Luft gegen deutsche Bomber kämpften und dann an die Strände der Normandie aufbrachen. Den Premierminister Winston Churchill verabschiedete sie aus dem Amt. Nahezu kein Gewaltherrscher, der in den letzten hundert Jahren



Mit stoischer Ruhe hat sie totalitäre Ideen auf dieser Welt scheitern sehen.

an die Macht gelangte, hat die Queen überlebt. Die Queen war das erste Staatsoberhaupt dieser Erde, das eine E-Mail verschickte – 1973.

Menschen, die Ordnung und Fortschritt in Stabilität wollen, haben die Queen verehrt. Menschen, die Chaos säen und Verwirrung stiften wollen, verachten die Queen. Die Königin hat sich in keinem Moment ihres Lebens anmerken lassen, wie sie politisch denkt, aber die finsternen linken Kräfte, die unseren Zeitgeist auf Social Media, in den Medien und auf der Strasse mit ihrem Fanatismus füllen wollen, die unsere Identität zerstören und durch ihr neues totalitäres Gedankengut ersetzen wollen,

Die Briten waren es, die es durch ihre Entschlossenheit erst möglich machten, Europa den Nazis zu entreissen.

die uns eine neue Sprache aufzwingen und verbieten wollen, was wir lieben, abschaffen, was uns ausmacht, haben die Stunde ihres Todes ausgenutzt, um diesen Menschen verächtlich zu machen und zu verleumden.

Warum? Die Antwort ist einfach: Totalitäre Gestalten wollen immer ausradieren, was Menschen Halt gibt. Sie wollen Geschichte auslöschen, weil verwirrte Menschen ohne Geschichte und mit zertrümmerten Erinnerungen leichte Opfer für Ideologen und Fanatiker sind. So, wie die Taliban die Buddha-Statuen von Bamiyan sprengten, so, wie die Nationalsozialisten oder heute das nordkoreanische Regime Literatur und Kunst verboten haben, so tobt dieser Mob durch unsere Universitäten und unsere sozialen Medien, um Literatur zu tilgen und Statuen zu stürzen. Statuen von Winston Churchill müssen heute bewacht und vor diesen wahnsinnigen Zerstörern geschützt werden. Diese Ideologen wollen Chaos, weil Chaos für sie Macht bedeutet. Sie sind eine Bewegung nutzloser Narzissten, die nie in ihrem Leben gearbeitet oder gar etwas geschaffen haben, ihre Religion ist die Zerstörung historischer Wahrheiten, die Zerstörung von Identität, die Menschen Sicherheit gibt.

Im Deutschlandfunk wird die Queen als «Symbolfigur des Kolonialismus» beschimpft. Die Queen stehe für «jahrzehntelange Unterdrückung». Die Juwelen in ihrer Krone habe das Königreich aus Kolonien geraubt. Sie kennen dieses Konzept inzwischen: Linke Medien und Aktivist:innen, die sich zu einer furchterregenden totalitären Bewegung zusammengeschlossen haben, verleumdete die Symbolfiguren unserer Zivilisation, die sie umstürzen wollen wie Statuen. Zerstöre das System, indem du die Symbolfiguren verleumddest. Die Menschen, die vorgeben, gegen «Hass und Hetze» zu kämpfen, bauen ihre Macht auf nichts anderes als Hass und Hetze.

«Bye bye Kolonialisten- und Inzest-Königin», schreibt die Aktivistin Valle Kunterbunt auf Twitter.

«Schwarze Menschen werden nicht trauern, wenn eine weitere Kolonialistin stirbt», schreibt die linksextreme Aktivistin Jasmina Kuhnke auf Twitter. «Sie war alt genug. Lasst sie und ihr ganzes koloniales System einfach gehen.»

Der Hamburger Kolonialismusforscher Jürgen Zimmerer, der das Bismarck-Denkmal in Hamburg stürzen möchte, sagt: «Die Queen hat vom Kolonialismus profitiert.»

Die *Zeit* schreibt: «Keine Tränen für die Queen! Die im Namen der Krone verübte koloniale Gewalt hat die Queen weder verhindert noch sich angemessen dafür entschuldigt. Es ist okay, nicht traurig über ihren Tod zu sein.»

Die amerikanische Professorin Uju Anya von der Carnegie-Mellon-Universität, die sich «Rassismus-Forscherin» nennt, schreibt: «Ich habe gehört, dass die oberste Monarchin eines diebischen, vergewaltigenden Völkermordimperiums endlich stirbt. Mögen ihre Schmerzen unerträglich sein.»

Wir sollen vergessen, wer wir sind

Das britische Empire brachte keinen Völkermord über die Welt, sondern vielmehr die britischen Gedanken funktionierender, aufsteigender Zivilisationen. Das Königreich war sicher nicht perfekt, aber es war ein Exporteur von Errungenschaften. Aber es ist das Wesen dieser neuen woken Ideologie, aus solchen Wahrheiten Lügen und aus Lüge Wahrheit zu machen.

Der Journalist Mohamed Amjahid schreibt auf Twitter: «Bei britischen Überfällen starben Millionen Menschen, noch mehr wurden auf Generationen traumatisiert & beraubt. Im Fall der Queen ist es noch nicht mal angebracht, von einer postkolonialen Kritik zu sprechen. Denn die Queen war eine aktive Akteurin des Kolonialismus.»

Jede Tyrannei beginnt damit, umzudeuten und zu kriminalisieren, was Menschen als inigen Teil ihres Lebens empfinden und lieben. Wenn man uns einreden kann, dass sogar

die Menschen falsch waren, Verbrecher waren, die wir als perfekte Vorstellung von uns selbst ehren, wenn man kaputt machen kann, wonach wir streben, dann brechen wir. Nichts anderes erleben wir heute in diesem linken Kulturkampf, der von Politikern, Journalisten, Professoren und ihren Studenten gegen die überwältigende

Das Empire brachte keinen Völkermord über die Welt, sondern die britischen Gedanken aufsteigender Zivilisationen.

Mehrheit der Menschen geführt wird. Wir sollen nicht mehr wissen, wer wir sind. Nicht mehr sagen, was wir fühlen und als wahr empfinden, um uns beherrschbar zu machen.

Die Queen mag eine Herrscherin gewesen sein, aber sie herrschte nicht über Menschen, sie stellte sich in ihren Dienst. Diese schrecklichen Leute wollen das Gegenteil. Die Menschen, die Tyrannen sind, wollen andere zu Tyrannen erklären, um sich selbst zu Befreieren zu erklären.

Die Menschen, die diese Dinge schreiben, haben zwei Dinge gemeinsam: Erstens, sie haben nie in ihrem Leben etwas geleistet. Zweitens, sie sind Rassisten, die Menschen auf das reduzieren, was wir längst überwunden geglaubt hatten: ihre Hautfarbe. Sie stehen für die Rückkehr der Hautfarbe als politischer und gesellschaftlicher Kategorie.

Eines ihrer Idole ist ausgerechnet die Ehefrau des Queen-Enkels Harry, Meghan Markle, wegen ihrer unzähligen Lügengeschichten auch «Prinzessin Pinocchio» genannt. Die Hollywoodschauspielerin und Millionärin ist eine der privilegiertesten und weisesten Schwarzen aller Zeiten, vergleicht sich aber trotzdem selber mit Nelson Mandela und hat dem englischen Königshaus den Krieg erklärt, nicht etwa, um diese Welt zu einem besseren Ort zu machen oder den Kolonialismus, mit dem sie rein gar nichts zu tun hat, zu überwinden, sondern um mit Netflix-Dokus und Podcasts Macht, Status und Geld für sich zu schaffen.



Markle ist eine destruktive Narzisstin, die von destruktiven Narzissten angehimmelt wird. Wer ihre Lügen, ihre Falschheit, ihre Hochstapelei beim Namen nennt, wird als Rassist beschimpft. Sie kennen das inzwischen in allen Lebensbereichen: Wenn Sie nicht sagen, was erwünscht ist, sind Sie ein Rassist. Die Queen, die das mörderische Wesen eines rassistischen Regimes im Blitzgewitter über England, in langen Bombennächten erlebt hat, hätte ein feines Gespür für den totalitären Geist dieser Leute gehabt. Deshalb fürchten sie die Königin auch im Tod. Was sie versuchen, ist Cancel-Culture über den Tod hinaus. Nichts soll bleiben, damit sie herrschen können.

Erinnerungen an das Gute

«Was haben die Polizei und die Queen gemeinsam? Sie sind grausame rassistische Mörder! Und fördern die rassistische strukturelle Gewalt, wegen der jeden Tag Menschen sterben.» Solche Sachen schreiben die linken Umweltaktivisten aus dem Hambacher Forst auf Twitter. Sie wissen, warum: Sie wollen die Ordnung umstürzen, die unser Leben ist.

Die Erinnerung an Menschen, an Ereignisse, an Zeiten ist ein wichtiger Massstab für Gesellschaften. Erinnerung beschützt uns davor, falschen Ideen zu verfallen und zu folgen. Wir wissen, dass es das Gute gibt, weil wir uns an das Gute erinnern. Wir wissen, dass es das Richtige gibt, weil wir uns an Menschen erinnern, die richtig gehandelt, die richtig gelebt haben. Wir wissen, dass die Dinge nicht so sein müssen, wie sie heute sind, weil wir uns erinnern, dass es mal anders war.

Unsere Gesellschaften waren nicht immer geprägt vom Hass und Gebrüll der Unfähigsten, die uns ihre verrückten Ideen von neuer Sprache und verbotenen Büchern, vom Furor gegen Winnetou und korrekte Grammatik als Befreiungskampf aufzwingen wollen, die uns mit ihrem Gesinnungsterror zwingen wollen, unseren eigenen Rassismus zu erkennen und ihm abzuschwören. Wer Erinnerungen hat, weiss, dass diese Leute nicht Unterdrückte befreien, sondern freie Gesellschaften unterwerfen wollen.

Wer die Queen bewundert hat, der weiss, dass Menschen, die Traditionen auslöschen wollen, gefährlich sind. Die Queen hat mit stoischer Ruhe unzählige totalitäre Ideen auf dieser Welt scheitern sehen. Für alle selbsternannten radikal linken Revolutionäre war sie eine Provokation, eine stete Erinnerung daran, was für lächerliche Schreihälse sie sind.

Julian Reichelt war 2017–2021 Chefredaktor von *Bild*. Seit Juli 2022 betreibt er den Youtube-Kanal «Achtung, Reichelt!».

Schwedische Wende

Der historische Erfolg der Schwedendemokraten ist die Konsequenz eines entgleisten sozialen Experiments.

Katerina Janouch

Stockholm

Tief sitzt der Schock im schwedischen Establishment. Erstmals wurden die Moderaten, die grösste bürgerlich-konservative Partei, von den rechtsnationalen Schwedendemokraten auf den dritten Platz verwiesen. Jeder fünfte Wähler hat sich bei der jüngsten Parlamentswahl von der sogenannten «politisch korrekten» Gesellschaft abgewendet. Für Schweden ist das ein historischer Paukenschlag.

Der Wahlausgang, kurz und knapp resümiert, ist ein Sieg für die Freunde Schwedens, aber auch für die Islamisierung des Landes. Auf die islamistische Partei Nyans (Nuance) unter dem türkischstämmigen Vorsitzenden Mikail Yüksel entfielen 35,5 Prozent der arabischen Stimmen. In manchen Gettos, wo die Leute kein Wort Schwedisch sprechen, ist Nyans die dominierende Kraft.

Unehrlische Sozialdemokraten

Für all jene, die die katastrophale soziale Entwicklung in Schweden seit Jahren verfolgt haben, ist der Sieg der Schwedendemokraten nur die logische Konsequenz. Viele Schweden haben genug von einer verlogenen Politik, die verantwortungsbewusste Bürger im Regen stehen lässt und stattdessen Terroristen, Mörder und Islamisten belohnt. Wer sich jetzt besorgt zeigt über den Ausgang der Wahlen, hat nicht begriffen, dass das Ergebnis auch damit zu tun hat, dass immer mehr Schweden es satt-

haben, in ihrem eigenen Land gedemütigt zu werden. Jede Stimme für die Schwedendemokraten bezeugt, dass die Leute ihre nationale Identität wiederherstellen wollen – in einem Land, dessen Eliten das Hohelied der Globalisierung singen, die Bedürfnisse der Menschen aber ignorieren.

Hinzu kommt, dass die sozialdemokratische Regierung eine Einwanderungspolitik verfolgt hat, deren ökonomische, soziale und demografische Konsequenzen bewusst beschönigt oder verschwiegen werden. Nach vorsichtigen Schätzungen gibt es 800 000 Ausländer ohne Schulabschluss, die auf staatliche Leistungen angewiesen sind und laut Prognosen nie einen gesellschaftlichen Beitrag leisten werden. Aber die Sozialdemokraten sind nicht ehrlich, wenn es um die Einwanderung und ihre negativen Auswirkungen geht. Statt die Zuwanderung zu stoppen, lassen sie zu, dass alljährlich Hunderttausende weiterhin ins Land kommen. Und niemand beendet diesen Irrsinn.

Viele schwedische Wähler haben deutlich gemacht, dass sie nicht länger als Versuchskaninchen in einem missglückten sozialen Experiment dienen und mit ansehen wollen, wie durch massenhafte Einwanderung ganze Landstriche zu Gettos werden, das Qualitätsniveau der Schulen immer weiter sinkt, eine Politisierung der Polizei zu beobachten ist und Gendertzertifikate für Unternehmen eingeführt wurden. Überdies hat eine missglückte Energieversorgung zu grossen Problemen ge-

führt, zu Armut und Wirtschaftskrise. Es wird erwartet, dass Schweden in diesem und im nächsten Jahr das geringste Wirtschaftswachstum aller EU-Länder aufweisen wird.

Rasante Islamisierung

Immer deutlicher wird auch, was für ein Skandal die Abschaltung von funktionstüchtigen, effizienten und modernen Atomkraftwerken

Immer mehr Schweden haben es satt, in ihrem eigenen Land gedemütigt zu werden.

ist. Diese Massnahme stellt vor allem in Südschweden Unternehmen und Privathaushalte vor massive Probleme. Aber auch andere Skandale machen den Sozialdemokraten zu schaffen – Inkompetenz, unverhohlene Lügen, Korruption und Machtmissbrauch kommen regelmässig ans Tageslicht.

Der Wahlerfolg der Schwedendemokraten ist vor allem auf das Scheitern der Multikulti-Politik zurückzuführen, auf die rasante Islamisierung des Landes und auf die Unfähigkeit des Staates, die Kriminalität in den Griff zu bekommen. Verbrecherbanden können ungehindert agieren, Schiessereien sind an der Tagesordnung, ebenso Vergewaltigungen, Raub und Fälle von schwerem Betrug.

Die Schwedendemokraten weisen als einzige Partei auf den Zusammenhang zwischen eskalierender Kriminalität und ungehinderter Einwanderung aus dem Nahen Osten und Afrika hin und sind entschlossen, zu handeln. Sie sind auch die einzige Partei, die im Parlament das Thema Ausweisung anspricht, das bis vor kurzem tabu war. Seit dem Amtsantritt von Ministerpräsidentin Magdalena Andersson versuchen die Sozialdemokraten, die Politik der Schwedendemokraten weitgehend zu kopieren. Aber ein Fünftel aller Wähler haben deutlich gemacht, dass ihnen das Original lieber ist.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork



Von der Schlagzeile zur Schlagseite

Wie konnte es geschehen, dass sich Journalisten nicht mehr für knallige Storys interessieren?



Als ich zuletzt mit ein paar jungen Journalisten zusammensass, fragten sie mich, wie es war, als ich selber ein junger Journalist war.

Ich erzählte ihnen dann, wie es ums Jahr 1980 zuing, als ich Reporter bei Ringier war. Wir hauten damals etwa den SVP-Bundesrat Rudolf Gnägi gewaltig in die Pfanne und nagelten ihn fest wegen der Affäre um den Panzer 68. Gnägis Departement und seine Partei intervenierten darauf massiv auf der Führungsebene von Ringier.

Kurz darauf hauten wir den SP-Bundesrat Pierre Aubert gewaltig in die Pfanne und nagelten ihn fest wegen des Führungschaos in seinem Aussendepartement, bei dem prominente Köpfe rollten. Auberts Departement und seine Partei intervenierten darauf massiv auf der Führungsebene von Ringier.

«Mal gegen rechts, mal gegen links – hattet ihr denn damals keine Haltung?», fragte mich einer der jungen Journalisten.

«Nein, wir hatten keine Haltung», sagte ich, «unser einziges Ziel war es, möglichst knackige Storys auf die Titelseite unseres Blatts zu bekommen.»

Ich fügte dann an, dass dies bis heute meine Definition von gutem Journalismus geblieben sei. Ein guter Journalist schreibt heute eine kritische Story über die Grünen und ihre fatale Atompolitik und morgen eine ebenso kritische Story über die Konservativen und ihre fatale Sozialpolitik. Ein guter Journalist ist illoyal.

Die jungen Journalisten schauten mich an, und ich wusste genau, was sie dachten. Sie dachten, der Mann ist aber ziemlich von gestern. Stimmt. Wir gestrigen Journalisten, deren Ziel

die knackige Story ist, sind ersetzt durch die heutigen Journalisten, deren Ziel nicht die knackige, sondern die richtige Story ist. Die richtige Story ist die Story mit der richtigen Haltung. Die richtige Haltung ist die Haltung des akademisch geprägten Justemilieu, links-grün, gendernd, multikulti, wirtschaftskritisch und woke.

Ich habe dazu in der *NZZ am Sonntag* soeben einen schönen Beitrag von Michael Haller gelesen, dem ehemaligen Redaktor von *Basler Zeitung* und *Spiegel* und späteren Publizistikpro-

Wir hätten uns auf die Bersets, Glättlis, Sommarugas gestürzt. Zu süss war die Verlockung einer pointierten Story.

fessor in Leipzig. Haller beschreibt die enge Liaison der links-grünen Journalisten mit den links-grün-liberalen Politikern. Er sagt: «Beide kennen die sozial schwachen Milieus nur vom Hörensagen, und beide grenzen die Meinungen Andersdenkender, zumal politisch Konservativer, aus.»

Diese moralische Brüderschaft führt zu Beisshemmung bei vielen Journalisten. Sie verzichten lieber auf eine schöne Schlagzeile, statt ein Mitglied der eigenen Gesinnungsgenossenschaft anzurempeln.

Man schont die Seinigen. Das erklärt, warum ein Bundesrat Alain Berset trotz seiner fliegerischen und amourösen Abenteuer auf fast allen Redaktionen mit Milde rechnen kann. Es erklärt, warum die Mainstream-Medien die gescheiterte Energiestrategie des grünen Präsi-

denten Balthasar Glättli nicht hinterfragen und ihn lieber unbeirrt zum Bundesrat hochschreiben. Es erklärt, warum die Journalisten zu den Sparappellen von Simonetta Sommaruga nicht ein paar flockige Details aus deren eigenem Dusch- und Energieleben recherchieren. Und Fragen zu den gesundheitlichen Folgen der Corona-Impfung sind ebenfalls tabu, obschon sie Potenzial für zünftige Headlines hätten.

Ich will hier nicht länger auf Nostalgie machen, aber wir Ewiggestrigen hätten das früher anders gesehen. Wir hätten uns auf die Bersets, Glättlis und Sommarugas gestürzt. Zu süss war die Verlockung einer pointierten Story, die auf der Gegenseite für Hektik sorgte.

Wir sind stattdessen eher zurück in der Zeit der Parteipresse. Bis in die siebziger Jahre standen die meisten Zeitungen im Dienst ihrer formellen Herausgeber von FDP, CVP, SVP und SP. Sie schrieben in der Regel, was die Parteilinie vorgab. Heute sind wir oft nicht weit davon entfernt. Nur die Parteinamen haben geändert. Die Parteien heissen jetzt Klimapartei, Wokepartei, Zuwanderungspartei und Coronapartei. Sie sind die informellen Herausgeber und geben vor, was und wie berichtet wird.

Knackige Schlagzeilen gibt es immer dann, wenn Redaktionen sich an keine Denkmuster halten. Sie halten sich dann an keine Denkmuster, wenn sie keine Haltung haben.

Für die heutigen Haltungsjournalisten hingegen zählt nicht mehr die Schlagzeile, sondern die Schlagseite.



«Ärmel aufkrempeln!»: Erich Vad, Alice Weidel, Harald Schmidt, Ulrike Guérot, Klaus von Dohnanyi, Thomas Gottschalk (v.l.).

«Ich glaube an Deutschland»

Was ist los im Wirtschaftswunderland? Ist alles am Ende, oder kommt am Ende doch alles gut? Bekenntnisse von deutschen Prominenten, Politikern und Unternehmern zu ihrer Heimat.

Thomas Gottschalk, Entertainer:

Dem Wunsch der *Weltwoche* nach einem positiven Blick auf Deutschland wollte ich mich reflexartig verweigern. Einen «positiven Ausblick» hat man, in diesen Zeiten, als «alter weiser Mann» nirgendwo auf der Welt. Aber muss nicht einer, an dessen Lippen die Deutschen ein Vierteljahrhundert gläubig hingen und dem sie, wenn auch mit der Fernbedienung, in freier, geheimer Wahl verbindlich ihre Stimme gegeben haben, diesen Glauben irgendwann erwidern? Wenn nicht jetzt, wann dann? War es nicht mein Lebenszweck, jeden Zuschauer, der mir und meinem Treiben folgte, ins Positive zu drehen und ihm sein Leben schönzureden? Warum sollte ich ihm seine Zukunft madigmachen? Aus Rache, dass mir eine 24-jährige *Spiegel*-Kolumnistin den Tag vermiest, weil sie mich uncool findet und sich sicher ist, dass ich Rap nicht leiden kann, weil ich dessen Texte kaum und dessen Kultur überhaupt nicht verstehe? Ähnliches habe ich meinen Eltern vorgeworfen, als sie mir Jimi Hendrix ausreden wollten. Die Alten beschimpfen die Jungen, und die Jungen kotzen über die Alten. So war es in meiner Jugend, und so haben es schon die alten Griechen gehalten. Einiges werden die jugendlichen Maulhelden irgendwann demütig zurückzunehmen haben, mit anderem haben sie recht und werden auch recht behalten. Obwohl ich das Waldsterben, die

Volkszählung und den sauren Regen überlebt habe, nehme ich die Sorge der nachwachsenden Generation vor dem Klimakollaps ernst. Ich habe die öffentlich-rechtlichen Rundfunk- und Fernsehanstalten schon mit 25 beschimpft und hadere immer noch mit ihnen. Das hat nicht verhindert, dass ich ihnen den grössten Teil meiner Karriere zu verdanken habe. Im Versuch, uns gegenseitig abzuschaffen, sind wir zur Höchstform aufgelaufen. Ich glaube an Deutschland, weil es an mich geglaubt hat, und ich mag die Deutschen, weil sie mich mögen. So sieht ein Entertainer die Welt.

Erich Vad, Brigadegeneral a. D.:

Ich glaube an Deutschland, weil es bereit ist, aufgrund einer neuen Sicherheitslage scheinbar altbewährte Prinzipien des Pazifismus und der militärischen Zurückhaltung aufzugeben, sich sicherheitspolitisch mit Fokus auf die Landes- und Bündnisverteidigung neu zu formieren und an der Seite unserer Bündnispartner substanzielle militärische Beiträge für die Verteidigung der Freiheit und der territorialen Integrität Europas – vom Nordkap bis zum Schwarzen Meer – zu leisten.

Harald Schmidt, Kabarettist:

So lange ich in Deutschland wohne und der Barista um 6.30 Uhr im Hauptbahnhof eine

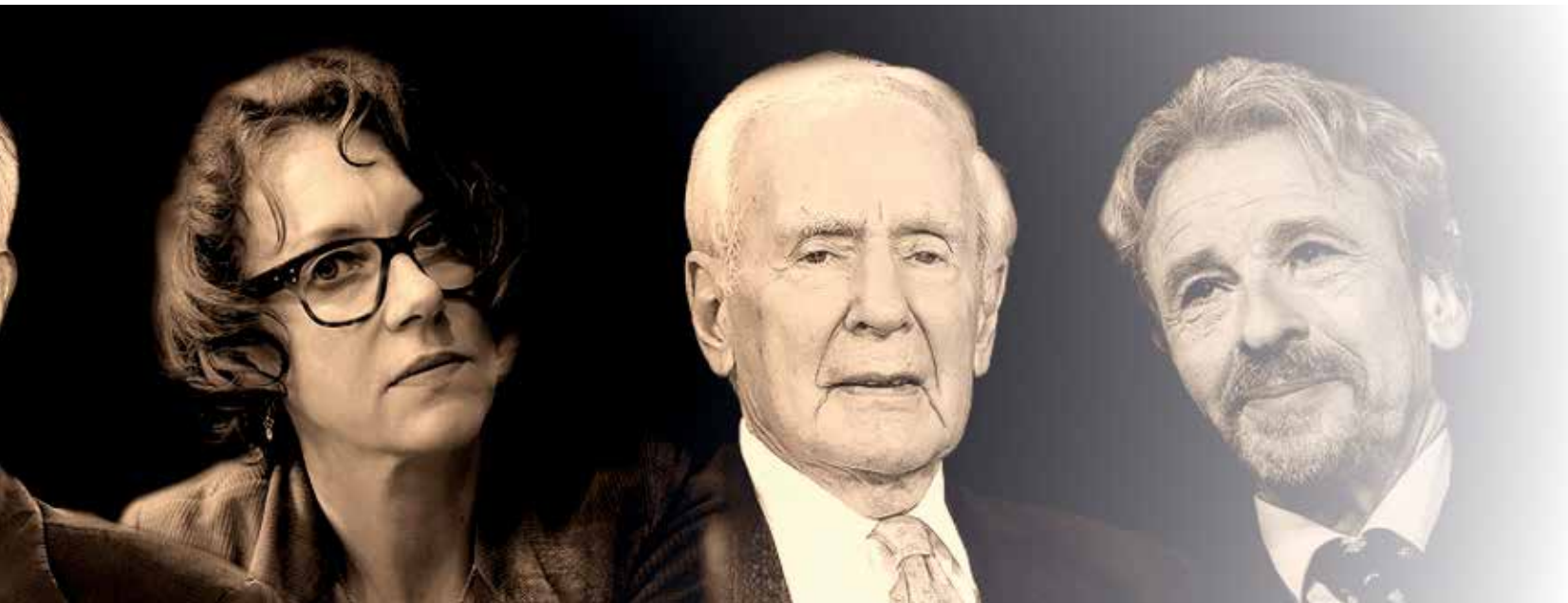
bessere Laune hat als die medialen Jammerbrigaden, kann die Welt sich weiter an uns orientieren.

Hans-Georg Maassen, ehem. Präsident des Bundesamts für Verfassungsschutz:

In meiner Heimat, im Rheinland, haben Kriege, Zerstörungen, Flächenbombardements und Wiederaufbau die Mentalität der Menschen geprägt. Man sagt dort: Es kommt, wie es kommt, nichts bleibt, wie es war, was weg ist, ist weg; und: Es ist noch immer gutgegangen. Wir müssen uns persönlich auf die gesellschaftliche Katastrophe vorbereiten und auf den politischen Wiederaufbau danach. Es wird eine harte Zeit werden, die viel von uns abverlangt. Aber die Generationen vor uns haben es auch hinbekommen.

Beatrix von Storch, stv. Vorsitzende der AfD-Bundestagsfraktion:

Wir können die irrationale grüne Ideologie überwinden: 78 Prozent der Deutschen wollen die Laufzeitverlängerung, und 41 Prozent sprechen sich für den Neubau von Kernkraftwerken aus. Das sind Werte, die im Land der Anti-Atom-Bewegung vor kurzem noch undenkbar waren. Dieser Meinungsumschwung vollzog sich ohne den Einfluss der Presse.



Das ist die positive Botschaft: Wir Deutschen können aus unseren Irrtümern lernen. Neue Mehrheiten für eine Kurskorrektur in der Energie-, Euro- und Einwanderungspolitik sind möglich.

Jan Fleischhauer, Autor und Kolumnist:

Mein Motto lautet: «Zu Tode gefürchtet ist auch gestorben.» Es stammt vom Dramatiker Johann Nestroy, einem Vollender des Volkstheaters. Kann sein, dass Deutschland untergeht. Dieses Mal wirklich. Dann kann ich es auch nicht ändern. Aber ich kann zumindest verhindern, dass ich darüber den Kopf verliere. Da viele Menschen es so halten wie ich, ist mir dann doch nicht so bang.

Ulrike Guérot, Professorin für Europa-politik an der Universität Bonn:

Vorab: Ich glaube nicht an Deutschland. Mein Glaubensbekenntnis ist etwas anderes. In Zeiten, in denen wieder Fahnen für einen Krieg geschwungen werden, finde ich das wichtig zu betonen. Hoffnung für das Land macht, wenn Kanzler Olaf Scholz im August in Prag eine coole, intensive und weitreichende Europarede hält. Denn dann erinnert Deutschland sich wieder seiner wichtigsten aussenpolitischen Aufgabe, der Arbeit an Europa. Die hat es lange vernachlässigt, es wurde Zeit!

Carsten Maschmeyer, Finanzunternehmer:

Start-ups mit ihren grossartigen Gründerinnen und Gründern sind meine grosse Hoffnung für Deutschland! Diese jungen Menschen haben ein gigantisches Know-how und Poten-

zial. Es muss nur genutzt, statt von der Politik blockiert zu werden. Viele Entrepreneurere haben das erkannt. Ihre Innovationen machen unser Leben digitaler, unbürokratischer und besser. Die deutsche Start-up-Szene ist stärker, als viele denken. Und die Ideen der jungen Unternehmer sind unsere Exportschlager von morgen. Aus dieser Krise werden uns nicht die Bestandsbewahrer herausholen, sondern innovative und mutige Unternehmer. Und was wirklich helfen würde? Mit Christian Lindner ein fähigerer Kanzler!

Patricia Riekkel, Journalistin:

Mein liebenswertes Deutschland: Aich zum Beispiel, Ortsteil der bayerischen Stadt Moosburg. Die rund 700 Einwohner haben in Eigenleistung eine neue Schützenhalle gebaut – in 6000 ehrenamtlichen Arbeitsstunden. Die Dorfgemeinschaft trifft sich dort zum Sport und zum Feiern. Bei der Einweihung sprechen Pfarrer und Pastorin einen gemeinsamen Segen. Friedliche Koexistenz ist angesagt. Einträchtig erscheinen der CSU-Bürgermeister, der Landrat der Freien Wähler, die FDP- und Grünenabgeordneten. Gefeierte wird quer durch alle Generationen und Gesellschaftsschichten. Jeder ist anders, aber alle sind gleich. Die Spitzenpolitiker der Ampelkoalition sollten in Aich vorbeischaun, um zu erleben, wie eine pluralistische Gesellschaft im Miniformat funktioniert.

Klaus von Dohnanyi, SPD-Politiker und ehemaliger Bürgermeister Hamburgs:

Deutschland ist krisenerprobt. Zwei Weltkriege, die Konfrontation mit unseren Verbrechen und schliesslich das Wagnis der

Wiedervereinigung: Wir haben bestanden. Mit Gemeinschaftssinn, Föderalismus und Eigenverantwortung. Eine führende internationale Zeitung nannte uns das vernünftigste Land des Westens. Doch unsere Eigenverantwortung wird zunehmend gestutzt: im Sicherheitsbereich durch die USA, im Wirtschaftsbereich durch die EU. Ist vielleicht doch «der Starke am mächtigsten allein» (aus Schillers «Tell»)?

Alice Weidel, Vorsitzende der AfD-Bundestagsfraktion:

Die Deutschen befinden sich – nicht erst seit Corona und Rezession – in einem Machbarkeitsdilemma: Einerseits werden die Zukunftsprobleme erkannt, andererseits können die Deutschen sich nicht vorstellen, wie sich diese bewältigen lassen. In der aktuellen Krise sehe ich aber Anzeichen, dass dieses Dilemma durchbrochen werden kann. Die Bürger artikulieren ihren Unmut über die Fehlentwicklungen in ihrem Heimatland immer lauter. Es ist die Aufgabe für uns als Oppositionspartei, dies als Auftrag anzunehmen und ein zukunftsträchtiges Gegenmodell zur Politik des Niedergangs der etablierten Parteien zu entwerfen. Dafür setze ich mich mit aller Kraft und dem nötigen Optimismus ein.

Nena Schink, Journalistin und Moderatorin Bild-TV:

Ich glaube an Deutschland, weil wir nach wie vor für unbändige Arbeitsmoral, Leistungswillen, Disziplin, Pflichtbewusstsein und Aufstiegsorientierung stehen, auch wenn diese Tugenden sich auf dem Rückzug befinden. Wir müssen zurück in die Zeit, bevor der moralisierende



«Neue Mehrheiten für eine Kurskorrektur sind möglich»: Beatrix von Storch, Nena Schink, Philipp Amthor (v.l.).

Zeitgeist über das Land rollte. Den Träumen von einer Viertagewoche und einer Gesellschaft, die Diversität wichtiger als Leistung nimmt, sollten wir entschieden entgegenreten. Ich bin mir sicher: Wenn wir es schaffen, unsere deutschen Werte wiederzubeleben, dann schaffen wir jede Krise!

Ralf Schuler, ehem. Leiter Bild-Parlamentsredaktion:

Ich glaube an Deutschland, weil dieses vertrackte Land, an dem man immer wieder leidet, in seinen wunderbaren Landschaften immer auch wunderbare Menschen hervorbringt. Grundanständig, mit dem Herzen am rechten Fleck und einem wachen Gespür dafür, was falsch läuft. Sie neigen nicht zur Revolution, aber sie machen nicht mit, wenn ihnen etwas nicht passt, verweigern sich und zwingen verbockte Politik wieder auf den richtigen Weg zurück. Dummheit und Ideologen werden nicht siegen. Ganz sicher!

Alena Gerber, Model und Schauspielerin:

Ich glaube an Deutschland, weil wir tief im Innern noch immer eine «Schaffer»-Mentalität haben und uns mehrfach neu erfunden haben. In den Nachkriegsjahren genauso wie beim Thema der erneuerbaren Energien oder der Elektromobilität. Der Zusammenhalt, wie er sich während Corona gezeigt hat, ist mein Anhaltspunkt, wieso ich an Deutschland glaube. Ich bin mir sicher, dass wir auch in Zukunft mit gutem Beispiel in der Welt vorangehen können, wenn wir es wollen und unserer ganz eigenen Überzeugung eine Sprache und damit Macht verschaffen. Nicht jammern, sondern machen, gemeinsam für das Gute, für uns und für die Zukunft unserer Kinder.

Carlos A. Gebauer, Anwalt und Publizist:

«Prägend für die deutsche Bevölkerung ist ein derzeit noch überwiegender Glaube an die Funktionsfähigkeit ihrer öffentlichen Verwaltung. Wird einer Millionenschar von noch immer fleissigen, zuverlässigen, gutausgebildeten und kommunikationsfähigen Menschen aber bewusst, in welches organisatorische Vakuum die herrschende Transformationspolitik führt, steht ein abrupter Richtungswechsel zum Besseren an. Je später er einsetzt, desto kraftvoller wird er ausfallen. Die Dekonstruktion endet bald.»

Harald Martenstein, Schriftsteller und Kolumnist:

Wir sprachen über die überfüllten, unpünktlichen Züge bei der Deutschen Bahn. Ein anderer Deutscher sagte, ich solle mich nicht so anstellen, in vielen Ländern des globalen Südens sei es seit Jahrzehnten so; das heisst, falls es dort überhaupt Eisenbahnen gebe. Ich dachte: Dann können wir doch eigentlich Entwicklungshilfe beantragen. Und das macht Hoffnung. Wir müssen halt jemanden finden, der zahlt.

Cora Stephan, Schriftstellerin:

Wunder gibt es immer wieder. Wer die Talsohle erreicht hat, kann sich nur wieder aufwärts bewegen. Also dann: Durchatmen und Ballast abwerfen! Deutschland als grösster Nettozahler der EU? Vorbei. Grosszügiger Gastgeber dank seiner Sozialsysteme? Erübrigt sich. Deutschland muss keine Grösse beweisen, die es nicht mehr hat. Und vielleicht gelingt uns sogar die Rückbesinnung

auf einstige, auf eigene Kraft: Wir haben es schon zweimal geschafft, uns wieder hochzurappeln. Warum nicht ein drittes Mal? Ärmel aufkrepeln!

Philipp Amthor, Mitglied der CDU/CSU-Bundestagsfraktion:

Ich glaube an Deutschland, weil unser freiheitlicher Verfassungsstaat und die ihn tragende bürgerliche Gesellschaft stärker sind als der Zeitgeist, der sich allzu oft in Orientierungslosigkeit und in miesepetrigem Defätismus verliert. Unser Land hat eine gute Zukunft, wenn wir uns zur Leistungs- und Wettbewerbsgesellschaft bekennen und wenn wir in unseren Diskursen auf die Kraft von Argumenten setzen und rechten und linken Populisten mit Klarheit entgegengetreten. Nur Mut zu bürgerlicher Politik!

Julian Reichelt, Journalist und Medienunternehmer:

Ich glaube an Deutschland, weil die Energiekrise eine historische Chance ist, dass nach dem roten auch endlich der grüne Sozialismus mit all seinem gefährlichen Spiessertum untergeht. Dem Sozialismus ist zwar schon einmal das Kunststück gelungen, Millionen Deutsche arm zu machen, das wird ihm wohl auch diesmal gelingen, aber danach stand immer ein besseres, geeinteres Land. Leider mussten wir uns diesmal erst selber mit Windrädern tottrüsten, aber sei's drum.

Umfrage: Roman Zeller

Aufstand des Mittelstands

Langsam dringt durch, wie katastrophal die kommende Krise wird. Erstmals geht das Bürgertum auf die Strasse.

Wolfgang Koydl

Steve ist Anfang vierzig und lebt mit Frau und schulpflichtigen Kindern in einem Reihenhaus in Reading westlich von London. In der IT-Branche verdiente er stets genug für die Hypothek, ein Auto und zweimal Urlaub im Jahr. Doch die letzte Stromrechnung hat das Leben der Familie aus den Fugen gerissen: «Ich bin echt verzweifelt», klagt Steve. «Es ist die Frage: Strom oder Hypothek?» Wahrscheinlich wird er das Haus verkaufen müssen.

Als österreichische Rentner stehen die Mittermeiers aus Leoben im europäischen Vergleich relativ gut da. Ehefrau Rosa steuert mit einem kleinen Andenkenladen ausserdem zum Haushaltsbudget bei. Doch die Nachzahlung ihrer Energierechnung raubte ihnen den Atem: 1500 Euro. «Auf Dauer geht uns da die Luft aus», sagt Rosa. Den Laden will sie schliessen.

70 000 Demonstranten in Prag

Mit 28 Jahren hat Nadine aus Hamburg einen gutbezahlten Job als Art Director. Studiert hat sie in England, gearbeitet in Florenz und Prag. Sie denkt, fühlt und lebt global. Für die Politik in ihren Gastländern hat sie sich nie interessiert. Das ist vorbei. «Ich mache mir Sorgen um die Zukunft», gesteht sie. «Ich glaube, ich werde erstmals demonstrieren gehen.» Damit ist sie nicht allein. Immer mehr Menschen in Europa

sehen keinen Ausweg aus der sich anbahnenden Katastrophe, die ihre Existenz bedroht. Auch sie sind erstmals bereit, ihren Unmut auf die Strasse zu tragen. Es sind nicht die Armen, die Arbeitslosen und die Alleinerziehenden, die «Verdamnten dieser Erde», von denen die Internationale spricht. Diesmal trifft es auch den Mittelstand, den bürgerlichen Anker, der jeder Gesellschaft die notwendige Stabilität verleiht. Diesmal sind alle verdammt.

Bis jetzt ist es nur ein Wetterleuchten des Protests, das am Himmel flackert. Der Sommer war warm, die kalten, dunklen Tage schienen weit. Dennoch meinte man ein Gefühl zu erahnen wie im Sommer 1939: die letzten unbeschwerten, hellen Tage vor einer langen, schwarzen Nacht.

Vereinzelt regt sich Widerstand: Neapolitaner verbrennen ihre Strom- und Gasrechnungen auf der Strasse. In Grossbritannien formiert sich die Bewegung «Don't Pay», deren Mitglieder ihre Energierechnungen nicht bezahlen wollen. In Polen besetzen verärgerte Autofahrer Tankstellen, und in den Niederlanden halten die Bauern die Regierung seit Monaten in Atem.

Die bislang grösste Kundgebung fand vor zwei Wochen in Prag statt. Rund 70 000 Menschen waren auf den Wenzelsplatz geströmt, den heiligsten Ort der tschechischen Nation. Organisiert hatten die Kundgebung linke Par-

teien ebenso wie nationalkonservative – allen voran ANO, die Partei des bis letzten Dezember regierenden Ministerpräsidenten Andrej Babis. Das Motto der Demonstranten: «Tschechien zuerst». Schluss mit den Hilfen für die Ukraine.

Ähnliche Töne wurden bei den Montagsdemos in Leipzig und anderen deutschen Städten angeschlagen. Sie sollen an die Kundgebungen erinnern, auf denen mutige DDR-Bürger gegen das SED-Regime demonstrierten. Sie wurden von der ganzen Gesellschaft getragen, und auch die heutigen Proteste haben mehrere Väter: Sowohl die Linkspartei als auch die Alternative für Deutschland rufen zu Strassenprotesten auf. Merkwürdig mutete das Verhalten des Linken Gregor Gysi an. Er verbot «seinen» Demonstranten den Schulterchluss mit «rechts». Als ob es sich links anders fröre als rechts.

Bosnien, Niederlande, Schweiz

Aus dem Wetterleuchten könnte ein Gewitter werden, wenn die Tage kürzer und kälter werden. Damit rechnet die Risikoberatung Verisk, die 200 Länder im Blick hat. In jedem zweiten Land haben sich die Risiken einer Massenmobilisierung zwischen zweitem und drittem Quartal 2022 deutlich erhöht, besonders in Bosnien, den Niederlanden – und der Schweiz.

Das Finanzportal Bloomberg warnte, dass die Krise «sehr viel gefährlicher ist, als Regierungen zugeben». Umfragen geben dem recht. 75 Prozent der Franzosen und ebenso viele Österreicher bezweifeln den Sinn der Sanktionen. In Frankreich wünschen 40 Prozent eine Rückkehr der Gelbwesten, das meiste Vertrauen genießt Marine Le Pens Rassemblement National. Eine ähnliche, zwischen Depression und Aggression schwankende Stimmung registrieren Umfragen in Polen, Deutschland und Grossbritannien.

Der österreichische Ökonom Gerald Markel sagt: «Wir stehen erst am Eingang des Gruselkabinetts.» Er prophezeit einen starken Anstieg der Lebenshaltungskosten. Im Februar, März werde fünfzig Millionen Deutschen schon am 20. des Monats das Geld ausgehen. Mit Tafeln kann man so viele Menschen nicht versorgen. Namen geändert.



Aus dem Wetterleuchten könnte ein Gewitter werden.

Geldregen für Ruag-Angestellte

CEO André Wall soll für den Ausverkauf des Staatsbetriebs zusätzliche 1,3 Millionen Franken erhalten. Auch 1500 Mitarbeiter machen kräftig Kasse.

Christoph Mörgeli

Das 1998 gegründete Bundesunternehmen Ruag hat bislang selten für positive Schlagzeilen gesorgt. Der auf private Märkte ausgerichtete Technologieteil sollte eigentlich den Armeeausrüstungsteil querfinanzieren. Stattdessen lebte der internationale Teil dank überhöhten Preisen und Honoraren über viele Jahre vom Schweizer Militär. Per 2020 beendete der Bundesrat diese zivil-militärische Kombination und spaltete den Konzern in den auf die Schweizer Armee ausgerichteten Rüstungsbetrieb MRO und das kommerziell ausgerichtete Technologieunternehmen Ruag International auf. Dieses verkaufte im Frühling die Munitionsfirma Ammotec an die italienische Beretta. Dabei gab es bei Ruag International auch Sonderzahlungen, um Mitarbeiter bei der Stange zu halten.

Die tschechische Mitbieterin bezichtigt CEO André Wall, er sei für sie während Wochen nicht erreichbar gewesen, während er direkt mit Beretta kommuniziert habe. Auch aus dem Verwaltungsrat wurde Kritik laut, dieser sei zu spät einbezogen worden. Beretta – so der Vorwurf – erhielt somit die Chance nachzulegen, bis das Angebot passte.

Doppelter Bundesratslohn

Der Bund will bis 2025 auch die Weltraumsparte Space (heute Beyond Gravity) verkaufen. André Wall hat sich inzwischen auch zum CEO dieser Untersparte gemacht. Der deutsche Staatsbürger übt seit längerem Druck aus, um ein finanzielles «Retentionsprogramm» umzusetzen, das ein Abspringen der Mitarbeiter verhindern soll. Dieser Geldregen wurde vom Verwaltungsrat genehmigt, in dem mit Déborah Carlson-Burkart auch die Schwester von FDP-Präsident Thierry Burkart sitzt. Mit dem Bund als Eigner sei der Deal «vorgängig besprochen» worden. Ruag International teilt mit: «Das Programm besteht je zur Hälfte aus einer Retentionsprämie und einer Beteiligung am erzielten Unternehmensmehrwert.»

Sofern die Firma erfolgreich verkauft werden kann, kommen die rund 1500 festangestellten Mitarbeiter von Beyond Gravity zu einem «Zu-

stuf» von maximal 24 Prozent des Grundsälars, im Minimum von eineinhalb Monatssalären. Die Rechnung bezahlen soll der künftige Eigentümer. Ein extern verfasstes Gutachten zeigt auf, dass dieses Programm dazu beitrage, den Unternehmenswert zu steigern und einen höheren Verkaufserlös zu erzielen. Nur wird ein künftiger Käufer bei seinem Angebot das ihm aufgedrängte «Retentionsprogramm» durchaus in seine Offerte einbeziehen, so dass schlussendlich doch die Steuerzahler dafür aufkommen müssen. Jedenfalls dürfte die äusserst grosszügige Regelung in eigener Sache in der Politik und bei den weniger bevorzugten Bundesangestellten auf wenig Begeisterung stossen.

Für sich und seine Geschäftsleitung sieht CEO André Wall noch weit üppigere Gagen vor. Bei einer Wertsteigerung des Unternehmens von mindestens 75 Prozent würde Wall persönlich 1,3 Millionen Franken zusätzlich verdienen. Schon heute bezieht er gemäss Kaderlohn-Reporting 2021 das Doppelte eines Bundesrats. Mit einer weiteren Zahlung von 1,3 Millionen würde die vom Parlament festgesetzte Lohnobergrenze der Kader von bundesnahen Betrieben gesprengt. Denn diese Obergrenze beträgt eine Million Franken pro Jahr, eine Summe, die Wall schon heute annähernd erreicht. Das Rechtsgutachten



Eiskalte Selbstoptimierung:
Ruag-Manager Wall.

einer renommierten Zürcher Wirtschaftskanzlei bestätigt ausdrücklich, dass durch eine Sonderbehandlung des Chefs von Ruag International die Kaderlohnobergrenze verletzt würde.

Respektloser Umgang

Eine solche Zahlung gab es bei bundeseigenen Betrieben noch nie, und sie stösst im Eidgenössischen Personalamt wie bei den Finanzkontrolleuren auf erhebliches Unverständnis. Jedenfalls verfestigt dieser «Sonderbonus» den Eindruck von gierigen Managern in den bundeseigenen Betrieben. Das Finanzdepartement rechtfertigt sich so: «Weil die Verkaufsphase für Beyond Gravity relativ lang andauern wird und die Mitarbeiter inklusive Management von Beyond Gravity als Hightech-Bereich in einem weltweit umkämpften Markt stehen, besteht das Risiko, dass wertvolle Spezialisten abgeworben werden.» Das öffentliche Verständnis für derartige Zuwendungen an Bundespersonal dürfte sich dennoch in engen Grenzen halten. Umso mehr, als gegenwärtig die im Vergleich zur Wirtschaft massiv höheren Löhne beim Bund ohnehin ein heiss diskutiertes Thema sind.

André Wall wirkte früher als CEO von Jet Aviation, von SR Technics und danach bei der spanischen Fluggesellschaft Iberia. Bei SR Technics war sein rüder Führungsstil äusserst umstritten. Vorgeworfen wird ihm sein respektloser, teilweise wenig anständiger Umgang. Bei seinem Antritt bei Ruag International arbeiteten drei Frauen in wichtigen Kaderfunktionen. Sie alle haben das Unternehmen unter Wall verlassen, dem Vernehmen nach wegen seiner gegenüber Frauen herablassenden Art.

Im nächsten Jahr wird keine einzige Frau mehr in der Geschäftsleitung von Ruag International tätig sein, trotz der Auflage des Bundes, per Ende 2023 einen weiblichen Anteil von mindestens 40 Prozent durchzusetzen. Dafür zog Wall fast ausnahmslos ehemalige Mitarbeiter nach. Auch in der Bundesverwaltung regt sich zunehmend Widerstand gegen André Wall wegen dessen Ruf als eiskaltem Manager, der vor allem sich selber optimieren will.

Lebenslügen der deutschen Energiepolitik

Kernenergie, Energiewende, Klimawandel und jetzt auch Gasversorgung:

Durch propagandistischen Dauerbeschuss breiten sich Informationen fern der Wirklichkeit aus.



Lebenslüge 1: Kernkraft ist besonders gefährlich.

Falsch: Die friedliche Nutzung der Kernkraft hat bislang nirgendwo auf der Welt, ausser beim Reaktorunfall in Tschernobyl, zu Todesfällen geführt, ganz anders als bei der Förderung und Nutzung fossiler Energien, wo allein die Unfälle bei der Förderung sowie Folgekrankheiten der Bergleute wie Staublungung Hunderttausende von Toten kosteten.

Lebenslüge 2: Die deutsche Stromversorgung braucht die Kernkraft nicht.

Irreführend: Die Verdrängung der Kernkraft aus der deutschen Stromproduktion ist Ergebnis politischer Entscheidungen. Vor Fukushima produzierten die deutschen Kernkraftwerke so viel Strom wie gegenwärtig Wind und Sonne zusammengenommen. Und selbst die sechs noch verbliebenen KKW produzierten 2021 mehr Strom als die gesamte Fotovoltaik. Die deutsche Energiepolitik ersetzte vielmehr Kernkraft durch fossile Energien. Folge: Die deutsche Stromwirtschaft stösst relativ zu ihrer Produktionsmenge sechsmal so viel CO₂ aus wie die französische Stromwirtschaft.

Lebenslüge 3: Wind und Sonne leisten in Deutschland einen wesentlichen Beitrag zur Energieversorgung.

Stark übertrieben: An der Bruttostromerzeugung in Deutschland hatten Wind und Sonne 2021 einen Anteil von 29 Prozent. Da Wind und Sonne im deutschen Klima nicht zuverlässig zur Verfügung stehen, braucht das Stromnetz zu seiner Stabilität ausreichend Gas- und Kohlekraftwerke, die kurzfristig hochgefahren werden können. Das ist sehr teuer und

widerspricht den Klimazielen. Am deutschen Gesamtenergieverbrauch haben Sonne und Wind sogar nur einen Anteil von 4,7 Prozent.

Lebenslüge 4: Energie aus Wind und Sonne wird in den nächsten Jahren in Deutschland stark ausgebaut.

Märchenerzählung: Der Ausbau hat sich verlangsamt und ist fast zum Stillstand gekommen. Eine Beschleunigung ist nicht absehbar. Und soweit sie eintritt, wird sie nicht ausreichen, die Lücken aus der Stilllegung von Kernkraft und Kohle und aus dem Fortfall der russischen Gaslieferungen zu füllen.

Lebenslüge 5: Gasproduktion durch Fracking ist umweltfeindlich und kommt für die umfangreichen deutschen Lagerstätten nicht in Frage.

Sachlich falsch und moralisch heuchlerisch: Gasförderung durch Fracking kann umweltfreundlich betrieben werden. Das Flüssigerdgas,

Wir beobachten einen energiepolitischen Grossversuch am offenen Herzen der Volkswirtschaft.

das Deutschland demnächst in grossen Mengen aus den USA importieren wird, wird dort fast ausschliesslich durch Fracking gewonnen.

Lebenslüge 6: Die Zukunft liegt im grünen Wasserstoff.

Irreführend: Das mag in einigen Jahrzehnten so sein. Die Produktion grünen Wasserstoffs erfordert wegen der hohen Umwandlungsverluste bei der Elektrolyse extrem grosse Stromkapazitäten, die in Deutschland jedenfalls nicht

zur Verfügung stehen. Das jetzt von Scholz und Habeck für Neufundland angekündigte Grossprojekt, mit Windstrom grünen Wasserstoff beziehungsweise Ammoniak zu erzeugen, wird mit seiner aufwendigen Infrastruktur viele Jahre für die Umsetzung brauchen. Das mindestens 12 Milliarden Euro teure Projekt benötigt auf Neufundland 3000 Windräder, 800 Elektrolyseure, Verladeeinrichtungen, Gross-Tanker und wird frühestens 2030 zur Verfügung stehen. Es soll mit 2,8 Millionen Tonnen den deutschen Industriebedarf an Ammoniak decken, zur deutschen Stromversorgung wird es dagegen keinen Beitrag leisten.

Die Zielsetzungen der deutschen Energiepolitik reichen durch ihr schieres Ausmass und Tempo in den Bereich der Utopie. Gänzlich unklar ist, wie auf diesem Weg die deutsche Stromproduktion mindestens verdoppelt werden kann. Das ist nämlich notwendig, wenn in grossem Stil der Kfz-Bestand auf Elektroantrieb und der Wärmemarkt auf Strom umgestellt werden sollen.

Aus der Politik ist geistige Hilfestellung leider nicht zu erhoffen. Grüne und SPD habe sich in ihre utopischen Zielvorstellungen hoffnungslos verstrickt, und die Union kann ausser Meckern im Detail keine geistigen Alternativen anbieten, solange auch sie daran festhält, dass Kernkraft in Deutschland keine Zukunft hat.

So beobachten wir einen energiepolitischen Grossversuch am offenen Herzen der Volkswirtschaft und erwarten bang seinen Ausgang. Wenn es schiefgeht, wird man keine Schuldigen finden, wohl aber millionenfache Opfer bei Wohlstand und Arbeitsplätzen.

«In der Krise ist Italien, Land der Fantasie, am stärksten»

Matteo Renzi, erst 47, ist einer der begabtesten Politiker Italiens, eine Art Macron vor Macron. Er war Premierminister der Sozialdemokratie. Jetzt tritt er mit einem Reformbündnis der Mitte zu den Wahlen an. Hier spricht er über den Krieg in der Ukraine und die Vitalität seiner Heimat.

Roger Köppel

Weltwoche: Signor Renzi, wie sehen Sie den Krieg in der Ukraine?

Matteo Renzi: Er beschäftigt mich sehr. Europa, der Westen, scheint den Krieg für selbstverständlich zu nehmen. Aber der Krieg ist ein riesiges Problem für unser Land, für unseren Kontinent. Die Schuld liegt bei Wladimir Putin, der in die Ukraine einmarschiert ist und das internationale Recht verletzt hat. Ich hoffe, der Krieg in der Ukraine bilde den Abschluss einer Phase der Spannungen. Ich habe aber Angst, dass die Spannungen, die in der Ukraine ausgebrochen sind, sich fortpflanzen bis nach Taiwan und ins Südchinesische Meer. Ich fürchte, wir beobachten gerade die Entstehung einer neuen internationalen Ordnung, Pardon: Unordnung.

Weltwoche: Stehen wir am Anfang eines neuen kalten Kriegs?

Renzi: Ich würde dieses Wort nicht verwenden. Es passte aufs 20. Jahrhundert. Jetzt haben wir eine neue Art von Krieg, von Konfrontation. Mittlerweile schaut Russland stärker nach Osten als nach Westen. Im Osten sind China und Indien, zusammen drei Milliarden Menschen. Europa hingegen hat eine halbe Milliarde Einwohner. Wir stecken in einer Krise. Innerhalb der nächsten zwanzig Jahre wird Nigeria mehr Einwohner haben als ganz Europa. Das allein macht mir deutlich, dass wir in Europa in grossen Schwierigkeiten stecken.

Weltwoche: Wer kann das internationale Chaos beenden?

Renzi: Das frage ich mich auch. Wo sind die Vereinigten Staaten? Wo ist die Uno?

Weltwoche: Was halten Sie von den Sanktionen?

Renzi: Die sind eine Entscheidung der westlichen Gemeinschaft, und ich halte es für richtig, dass man sie aufrechterhält.

Weltwoche: Sie scheinen Europa härter zu treffen als Russland. Den Krieg haben sie noch nicht beendet.

Renzi: Sie treffen Russland hart, da habe ich keinen Zweifel. Aber es stimmt schon: Sie schaffen gewaltige Probleme auch bei uns. Und sie gehören zu einer Wirklichkeit, die

ich vor kurzem noch gar nicht für möglich gehalten hätte. Ausgangssperre, Lockdown, Krieg, Energiekontingentierung: Es ist wirklich eine neue Welt. Die Sanktionen aber haben wir gemeinsam entschieden.

Weltwoche: Finden Sie? Gab es Diskussionen? Sind die Sanktionen nicht eine Kurzschlusshandlung nach dem Schock des russischen Einmarschs?

Renzi: Ich glaube, der Westen hat richtig daran getan, Putin sofort die rote Karte zu zeigen. Wir können doch nicht akzeptieren, wenn in Europa eine Grossmacht gewaltsam Grenzen zu verschieben sucht. Gleichzeitig haben wir es mit einem sehr potenten Gegner im Besitz von

*«Ausgangssperre, Lockdown,
Krieg, Energiekontingentierung:
Es ist wirklich eine neue Welt.»*

Atomwaffen zu tun. Dem darf man keinen Vorwand liefern, den Krieg auszuweiten. Es ist ein Balanceakt, doch der Westen musste handeln, wie er handeln musste.

Weltwoche: Putin sagt, er habe keinen Krieg angefangen, er versuche, einen Krieg zu beenden. Damit spielt er auf den seit acht Jahren im Donbass tobenden Bürgerkrieg an, den wir hier kaum zur Kenntnis genommen haben.

Renzi: Grossmächte schieben immer Gründe vor, wenn sie ihre Interessen durchsetzen, manchmal auch Scheingründe. Ich glaube, Putin will die Macht und den Einfluss Russlands gewaltsam ausdehnen. In seinen Augen ist der Westen schwach und dekadent. Vielleicht hat er gedacht, er komme mit seinem Powerplay einfach durch. Jetzt realisiert er, dass er den Westen unterschätzt hat.

Weltwoche: Hat Putin nicht auch recht? Die Amerikaner haben die Ukraine in den letzten Jahren faktisch zum Nato-Mitgliedstaat gemacht. Es gibt Verträge und Absichtserklärungen, in denen sich Washington und Kiew verständigen, die Ukraine ins westliche Militärbündnis und in dessen Verteidigungsarchitektur einzuschmieden. Kein Kremlchef

kann es zulassen, dass vor seiner Haustüre amerikanische Mittelstreckenraketen stehen, egal, ob er Putin heisst oder Nawalny. Die Amerikaner würden es niemals hinnehmen, wenn Mexiko einen Militärpakt mit Russland oder China schliesse.

Renzi: Ich kenne dieses Argument. Und ich teile die Auffassung von Henry Kissinger, der 2014 in einem glänzenden Aufsatz den Vorschlag machte, die Ukraine als eine Art Brücke zwischen West und Ost mit einem neutralen Status zu versehen. Ich wollte, damals noch Premierminister in Italien, Putin und den damaligen ukrainischen Präsidenten Poroschenko 2015 für die Idee gewinnen, die Ukraine zu einer Art Südtirol des Ostens zu machen – mit klar garantierten Minderheitsrechten und Autonomiegarantien für die russischsprachige Minderheit, vor allem im Donbass. Es ist wahr, dass vor allem Poroschenko diesem Plan eine Absage erteilt hat. Aber durch seine Entscheidung, die Frage militärisch eskalieren zu lassen, trägt heute allein Putin die Verantwortung dafür, dass eine gütliche Lösung weiter entfernt ist denn je, die Atmosphäre so vergiftet ist wie nie.

Weltwoche: Glauben Sie, dass man mit Sanktionen und Waffenlieferungen einen Krieg, der im Grunde ein Stellvertreterkrieg ist, gegen Russland gewinnen kann?

Renzi: Wir müssen zusammen den Frieden konstruieren. Das heisst: Putin muss das internationale Recht respektieren und darf nicht einfach in andere Staaten einfallen. Und selbstverständlich muss die Nato, müssen die Amerikaner die russischen Sicherheitsinteressen respektieren. Das allerdings heisst nicht, dass wir es Putin durchgehen lassen dürfen, die Krim und den Donbass zu schlucken.

Weltwoche: Sind Sie für Verhandlungen mit der russischen Seite, oder aber muss Russland zuerst militärisch besiegt, seine Truppe vertrieben werden?

Renzi: Ich bin immer für Dialog und für Verhandlungen, aber sie müssen verbunden sein, in der konkreten Situation, mit Waffenlieferungen und Sanktionen. Vergessen wir



«Kunst der Improvisation, Gnade der Kreativität»: Ex-Premier Renzi.

nicht: Es geht in der Ukraine auch um die Verteidigung unserer Werte, der Freiheit.

Weltwoche: Glauben Sie das wirklich? Wäre es unsere Freiheit, wären es unsere Werte, die in der Ukraine auf dem Spiel stehen, dann wäre es doch ein Gebot der Ehrlichkeit und nichts als konsequent, dass wir selber dafür kämpfen und nicht die Ukrainer für «unsere Werte» sterben lassen. Mit Verlaub, erliegen Sie hier nicht politischer Propaganda?

Renzi: Ein schwerwiegendes Dilemma, Sie haben recht. Doch vielleicht ist diese Form des, wie sagten Sie, Stellvertreterkriegs die äusserste Form der Konfrontation, die wir wagen dürfen. Ich gehöre nicht zu denen, die Russland hassen. Ganz im Gegenteil. Ich liebe die russische Kultur, habe mit Hochgenuss Dostojewski gelesen. Russland ist eine Mischung aus europäischem und asiatischem Land, an einem endgültigen Bruch haben wir kein Interesse.

Weltwoche: Die Sanktionen bringen die europäische Wirtschaft an den Rand des Bankrotts, sie treiben unsere Bürger zur Verzweiflung. In der Dritten Welt können sich die Menschen die Nahrungsmittel nicht mehr leisten. Gleichzeitig spülen die Sanktionen das nationalistische Gift in Russland hoch und treiben dieses grösste Rohstoff-

lager in die Arme von China. Das kann nicht im Interesse des Westens sein, der sich ja als verantwortungsvolle Führungsmacht auf der Welt sieht.

Renzi: Es gibt diese Spaltung der Welt, ja, aber sie ist die Konsequenz der Entscheidung eines Mannes: Wladimir Putin. Wir sehen das Szenario: der Westen gegen den Rest der Welt. Fürchterlich. Doch dürfen wir es zulassen, dass

«Wir sehen das Szenario: der Westen gegen den Rest der Welt. Fürchterlich.»

das Völkerrecht auf diese Weise verletzt wird? Lassen wir den Donbass Putin? Ich glaube nicht. Wir müssen uns wirklich klarmachen, dass Putin dieses Chaos heraufbeschworen hat. Das sage ich als jemand, der immer für den Dialog mit Russland eingetreten ist. Diplomatie ist nicht einfach Champagner und Gänseleber, Diplomatie ist wichtig. Ich hoffe, wir kehren bald zur Diplomatie zurück.

Weltwoche: Reden wir über Italien. Demnächst sind Wahlen. Sie haben einen neuen Pol der Mitte konstruiert, unter anderem mit ehemaligen politischen Gegnern. Als

Aussenstehender hat man etwelche Mühe, die italienische Politik zu verstehen. Das Land ist wunderbar, wirkt aber politisch febrig. Wir haben zu zählen aufgehört, wie viele Regierungen sich in den letzten Jahren abgewechselt haben. Was ist der tiefere Grund für diesen Mangel an Stabilität?

Renzi: Leider bin ich der Letzte, der diese Frage beantworten kann, denn ich verlor damals mein Amt als Ministerpräsident, weil ich eine Verfassungsreform durchbringen wollte, die genau diese Instabilität hätte beenden sollen.

Weltwoche: Die Rache des Establishments?

Renzi: Das kann man wohl sagen. Sie haben mir vorgeworfen, ich wolle eine Quasi-Diktatur einführen. Dies allein deshalb, weil ich ein System vor Augen hatte, das dem in Frankreich ähnelte. Ich wäre so etwas wie der Bürgermeister Italiens geworden. Meine Reform resultierte tatsächlich aus meinen Erfahrungen als Stadtpräsident von Florenz. Jedoch: Als ich während dreier Jahre von 2014 bis Ende 2016 die Regierung Italiens geführt hatte, sagten mir meine Freunde aus der internationalen Politik: «Du Armer, so kurz!» Für meine italienischen Kollegen hingegen war ich der Held, der eine ungewöhnlich lange Zeit an der Spitze verbracht hatte. Italien hatte siebzig Regierungen, dreis-

sig Premierminister innerhalb der letzten 75 Jahre, jedes Jahr eine neue Regierung.

Weltwoche: Warum?

Renzi: Das hat mit dem Wahlsystem zu tun, aber auch mit den Institutionen. Italien kommt aus einer Epoche, in der die Sensibilität für den Faschismus, auch die Angst vor einem neuen Faschismus, sehr gross, vielleicht allzu gross war. Man schuf Gesetze, um die Regierung zu schwächen und das Parlament zu stärken.

Weltwoche: Italien funktioniert offenbar auch ohne starke Regierung.

Renzi: Ich habe Angela Merkel immer gesagt: «Ihr Deutschen habt hervorragende Unternehmer. Sie sind erfolgreich geworden auch dank dem Staat, der unternehmerfreundliche Gesetze hat. Die italienischen Unternehmer allerdings sind noch grossartiger und tapferer, weil sie erfolgreich geworden sind ohne beziehungsweise gegen die Regierung.» In Deutschland war der Staat lange der Freund der Unternehmer. In Italien ist er der Feind. Überspitzt gesagt.

Weltwoche: Sie sind ein Sozialdemokrat, Reform in der Tradition von Tony Blair, Bill Clinton oder Gerhard Schröder, eine Art Macron vor Macron. Sie hatten frühe grosse Erfolge, stürzten

«Italien wächst paradoxerweise in Schwierigkeiten über sich hinaus. Es ist wie im Fussball.»

dann aber ab, kehren jetzt zurück. Sind Sie der Ikarus oder der Phönix der italienischen Politik?

Renzi: In Italien kommen alle zurück, früher oder später. Die Parteien kommen und gehen, aber die Personen bleiben. Man sollte gegenüber den Parteien eine gewisse Unabhängigkeit bewahren. Für italienische Verhältnisse bin ich ein noch recht junger Politiker. Ich bin ruhig und sehr glücklich darüber, dass ich Mario Draghi anstelle von Giuseppe Conte als Regierungschef gebracht habe. Wir werden sicher ein gutes Resultat erzielen am 25. September.

Weltwoche: Sind Sie ein Politiker der Linken oder der Rechten?

Renzi: Meine Vorbilder heissen Bill Clinton und Tony Blair. Reform in der Tradition von Tony Blair. Reform in der Tradition von Tony Blair. Reform in der Tradition von Tony Blair. Reform in der Tradition von Tony Blair. Reform in der Tradition von Tony Blair.

Weltwoche: Sind Sie nicht selber Souveränist: Souveränist – Verteidiger der grösstmöglichen Souveränität von Florenz?

Renzi: (Lacht) Ich bin ein leidenschaftlicher Weltbürger mit italienischem Pass und Florentiner Herz!

Weltwoche: Wie lautet Ihre wichtigste Botschaft für Italien?

Renzi: *L'Italia sul serio:* Italien ernst nehmen! Wir haben derzeit zu viele Politiker, die

Witze erzählen und Ideen ohne Hand und Fuss präsentieren. Wir sind seriös. Wir sind strikt. Wenn das ein Tisch ist, sagen wir: «Das ist ein Tisch.» Wir setzen auf Kompetenz und Professionalität. Vielleicht sind wir nicht immer so sympathisch, weil es oft schwierig ist, gleichzeitig kompetent und sympathisch zu sein. Allerdings sind wir überzeugt, dass dies der beste Weg ist, um dem Land zu dienen.

Weltwoche: Kritiker sagen, ein grosses Problem in Italien sei die Kaste der Politiker mit ihren unglaublichen Privilegien. Alles falsch?

Renzi: Vieles daran ist falsch. Die Zeiten, als es italienischen Politikern besser ging als den europäischen Kollegen, sind vorbei. Ein italienischer Politiker hat heute einen anständigen Lohn, aber es ist nicht mehr so wie vor fünfzehn Jahren, als man wirklich daran Anstoss nehmen musste. Es gibt viele gute Überraschungen in der italienischen Politik.

Weltwoche: Reden wir noch über die Konkurrenz. Silvio Berlusconi. Was halten Sie von ihm?

Renzi: Berlusconi hat eine enorme Willenskraft und persönliche Dynamik. Aber er hat seinen Ruf beeinträchtigt, weil er dazu beitrug, Draghi nach Hause zu schicken und Meloni zu bringen. Das ist in den Augen seiner Wähler falsch, unverständlich, eine Verrücktheit. Ich habe eine gute Beziehung zu Berlusconi, aber ich glaube, unser Bündnis der Mitte wird besser abschneiden als seine Partei.

Weltwoche: Giorgia Meloni – eine Faschistin?

Renzi: Diesen billigen Faschismusvorwurf gab es gegen rechte Politiker immer schon, auch gegen Berlusconi. Sie haben vielleicht nicht Faschist gesagt, aber sie haben ihn dämonisiert. Giorgia Meloni ist keine Faschistin. Sie ist eine Frau, die eine andere Vision der Geschichte Italiens hat als ich, und auch die Zukunft unseres Landes sieht sie anders als ich. Ich bekämpfe sie, weil ich als Premierminister nicht sie haben will, sondern Draghi.

Weltwoche: Mit welchen Gefühlen blicken Sie in die Zukunft?

Renzi: Es wird eine schwierige Zeit auf uns zukommen, steigende Energiepreise, Rezession, Inflation, keine Frage. Leider ist vor allem die Energiekrise hauptsächlich selbstverschuldet. Wir haben die Knappheit durch falsche Strategien selber herbeigeführt. Italien aber wächst paradoxerweise in Schwierigkeiten über sich hinaus, macht es besser. Es ist wie im Fussball. Wenn alle sagen: «Italien ist schlecht», gewinnen wir die Europameisterschaft. Dann aber verlieren wir in der WM-Qualifikation gegen die Schweiz, und alles ist wieder aus. Wird Italien in die Krise gestürzt, ist das Land besser als alle andern.

Weltwoche: Die Kunst der Improvisation.

Renzi: Die Kunst der Improvisation, aber auch die Gnade der Kreativität. In einer Welt der Taschenrechner und Algorithmen sind wir das Land der Fantasie.

«Tatort»-Flops: SRF, bitte aussteigen!

Als «Schlechtfühl-«Tatort» für schlichte Gemüter» wird die neue Folge des Sonntagabendkrimis aus dem Haus SRF vom *Spiegel* bezeichnet. Das Nachrichtenmagazin vergibt der Produktion zwei von zehn Punkten. «Dieser «Tatort» ist ein Placebo, ein Scheinkrimi», schreibt die *NZZ*. Und die *Berliner Zeitung* meint: «Alle Klischees werden in dem Krimi durchgestanzelt.» Alles richtig.

Wir müssen es seit Jahren feststellen: SRF kann es einfach nicht. Der Schweizer «Tatort» «Schattenkinder» im März 2022 erzielte mit 6,84 Millionen Zuschauern die schlechteste Quote des Jahres. Diesmal waren es nur eine halbe Million mehr.

Die verquere Folge «Risiken mit Nebenwirkungen» – erneut von zwei deutschen Autorinnen geschrieben und wieder von



Humor? Spannung? Laura de Weck.

einer Frau inszeniert – war ungeniessbar: null Spannung, kein Humor, ausser unfreiwilligem. Schon nach Minuten fiel die Geschichte zusammen wie ein Soufflé.

Laura de Weck gehört in dem Film zu den profitgierigen Fieslingen eines Pharmakonzerns. Die Tochter des ehemaligen SRG-Generaldirektors spielt sehr angestrengt. Für die noch spannungslosere Produktion «Emma lügt» direkt nach dem Krimi durfte sie das Drehbuch schreiben.

Zurück zum «Tatort»: Mit den beiden faden Ermittlerinnen, die sich permanent in ihren Gedankengebäuden verrennen, mag man sich einfach nicht anfreunden. Wie de Weck können auch sie nicht über Charisma-Überschuss klagen. Rund zwei Millionen Franken lässt sich unser Hochgebührenfernsehen jede «Tatort»-Folge kosten. Davon könnten eine Menge Leute ihre Gas- und Stromrechnung bezahlen.

Am Leutschenbach noch nicht angekommen: Wenn man merkt, dass ein Pferd tot ist, muss man absteigen. Die ARD hätte ebenso wenig dagegen wie die allermeisten Zuschauer. *René Hildbrand*

Drama der Frauen

Das Leben verdeutlicht, warum sich Biologie nicht leugnen lässt.



Es gibt eine ungeschriebene Regel, die besagt, dass man eine Frau nicht nach ihrem Alter fragt. Ich würde das spezifizieren und behaupten, dass man eine Frau jenseits der dreissig nicht mehr nach ihrem Alter fragt. Ab diesem Zeitpunkt nimmt auch die Freude am eigenen Geburtstag sukzessive ab. Vor allem, wenn man gewisse gesellschaftliche Erwartungen bis dato nicht erfüllen konnte.

Ich weiss das, weil ich zu diesen Frauen gehöre und vor anderthalb Wochen meinen 34. Geburtstag gefeiert habe. Das ist für mich deshalb eine Zäsur, weil der Vergleich zu einer anderen Frau, in diesem Fall meiner Mutter, zum ersten Mal wirklich greifbar erscheint. Denn meine Mutter war gerade knapp 34 Jahre alt, als ich auf die Welt kam.

Dass das für mich so besonders ist, liegt vielleicht auch daran, dass ich meine Eltern im Vergleich zu anderen Eltern als alt empfunden habe. Sich bewusst darüber zu werden, dass ich, sollte ich doch eines Tages Kinder bekommen, eine ältere Mutter sein werde als meine eigene, ist ein Gedanke, der sich erst einmal setzen muss. Schlimmer jedoch ist das Gefühl, dass einem als Frau die Zeit wegrennt, um sich zu entscheiden.

Für frühere Generationen mag sich das nach Luxusproblemen anhören, und vermutlich sind sie das auch, aber ich hätte eigentlich gerne noch mehr Zeit, mir Gedanken darüber zu machen, ob ich überhaupt Kinder möchte. Und vor allem würde ich gerne in aller Ruhe und ohne Druck nach dem richtigen Partner dafür suchen. Denn tatsächlich gehöre ich zu den Frauen, die den Kindergedanken nur

schön in Verbindung mit dem richtigen Partner finden.

Manchmal denke ich, dass ich den richtigen Zeitpunkt vielleicht verpasst habe. Ja, ich bin eine junge Frau, aber ich bin auch nicht mehr so jung, als dass es noch so einfach wie vor zehn Jahren ist, einen Partner zu finden, der ebenfalls keine «Altlasten» mitbringt. Während ich noch darüber nachdenke, ob ich all das überhaupt will, lassen sich einige schon

Schlimmer jedoch ist das Gefühl, dass einem als Frau die Zeit wegrennt, um sich zu entscheiden.

wieder scheiden und üben sich in Patchwork-Familienmodellen, was in der Tat ein Problem ist, wenn man wie ich keinen «abgelegten» Mann mit Kindern haben möchte. «Selbst schuld», werden jetzt einige von Ihnen denken, und da haben Sie vermutlich recht. Aber ich kann nicht aus meiner Haut, und ich finde auch nicht, dass man Kompromisse eingehen sollte, die einen allzu sehr von sich selbst entfremden.

Ich würde zudem behaupten, dass ich abseits dieser gewissen Regeln, die ich für mich gesetzt habe, eine Frau bin, die nicht zu unrealistischen und übertriebenen Ansprüchen neigt. Meine Männer waren durch die Bank weg unterschiedlich. Unter ihnen waren sowohl Akademiker als auch Arbeiter, hübsche Männer und nicht so hübsche. Männer mit etwas Geld und noch häufiger Männer

ohne Geld. Was ist also, wenn ich keine überkandidelte Zicke mit zu hohen Ansprüchen bin, sondern einfach eine Frau, die nicht das Glück hatte, den Richtigen zu finden?

Und genau das ist der eine Punkt, bei dem ich sagen würde, dass wir Frauen tatsächlich einen Nachteil gegenüber Männern besitzen: Wenn Sie als Mann mit 34 nicht wissen, ob sie Kinder wollen, oder noch nicht die richtige Frau gefunden haben, ist das kein Drama. Der Mann hat Zeit. Wenn es sein muss auch bis weit jenseits der vierzig oder gar fünfzig. Richard Gere wurde mit über siebzig Jahren noch einmal Vater. Jean Pütz ebenso. Als Frau sinkt Ihre Fertilität bereits ab 26. Ab 35 liegt sie bereits bei nur noch 20 Prozent. Biologie lässt sich eben nicht leugnen. Bei Geschlechtern genauso wenig wie bei der Fruchtbarkeit.

Es ist die Tragik der modernen Frau, dass wir uns über all das so viel und intensiv Gedanken machen, bis es vielleicht zu spät ist. Und dann ertappe ich mich, während ich «Stolz und Vorurteil» über die englische Gesellschaft des 19. Jahrhunderts lese, bei dem düsteren Gedanken, dass man früher als Frau zwar bedeutend weniger Freiheiten hatte, aber zumindest in der Regel nicht als alte Jungfer oder alleinerziehende Mutter geendet ist.

Das ist falsch, sicherlich, aber was nützt uns all die maximale Freiheit, wenn es am Ende keinen Funken Gewissheit mehr gibt? Wenn Beliebigkeit in der Partnerschaft an die Stelle von Verlässlichkeit rückt und Versprechen nichts mehr wert sind? Wenn wir maximal frei als Frauen, aber am Ende alleine sind?

König der Vernunft

Die Windsors gehen mit der Zeit. Charles III. hat alles, um die Monarchie in ein neues Zeitalter zu führen.

Andrew Roberts

London
Königin Elisabeth II. regierte siebenzig Jahre – ein Rekord, übertroffen einzig von Ludwig XIV., der als Fünffähriger König von Frankreich wurde –, aber König Charles III. kennen wir noch länger. Der 73-Jährige, der in der vergangenen Woche den Thron bestieg, ist eine bekannte Persönlichkeit, zu der jedermann längst eine Meinung hat.

Ungeachtet seines Engagements für gemeinnützige Zwecke – der Prince's Trust hat seit Gründung 1976 fast eine Million Jugendliche unterstützt – hat Charles viel Kritik auf sich gezogen, oft berechtigt, meist ungerechtfertigt. Als König wird er sich deutlich von dem Thronfolger unterscheiden, der oft frustriert wirkte, und all jene, die ihn insgesamt kritisch sehen, werden ihre Meinung vermutlich ändern.

Klimawandel, Architektur, Liturgie

Der Job des Thronfolgers ist nicht leicht, wie Prinz William, der nun in die Fussstapfen seines Vaters tritt, bald feststellen wird. Welche Aufgaben ihm obliegen, ist nirgendwo festgelegt. Historisch waren seine Vorgänger oft Soldaten, später haben sie einfach das Leben genossen, wie Eduard VII. und Eduard VIII., und nur ein Minimum an Pflichten übernommen. König Charles III. dagegen beschäftigte sich als Prince of Wales mit Dingen, die oft politische Fragen berührten – Klimawandel (auf dessen Gefahren er schon 1970 hinwies), Architektur, liturgische Themen, Geschichtsunterricht, interkonfessionelle Beziehungen und so weiter.

Für den Monarchen sind viele seiner tagtäglichen Aufgaben genau festgelegt. Er eröffnet das Parlament mit der Thronrede, er verleiht Ehrungen und Titel, Gesetzen muss er formell zustimmen, er partizipiert an Sitzungen des Privy Council, nimmt die Beglaubigungsschreiben von Botschaftern entgegen, er empfängt ausländische Staatsoberhäupter, besucht Commonwealth-Staaten und andere Länder, hält eine Weihnachtsansprache, weiht Schulen und Krankenhäuser ein – all das beansprucht viel Zeit und lässt wenig Raum, sich zu politischen Fragen zu äussern, selbst wenn König Charles dies wollte, und in seinen Ansprachen in der letzten Woche hat er ja auch klargestellt, dass er daran kein Interesse mehr hat.

Der König wird jeden Dienstag die Premierministerin zu einem Gespräch empfangen, was ihm reichlich Gelegenheit geben wird, seine

Positionen klarzumachen, aber die Regierungschefin ist nicht verpflichtet, seine Ausführungen mehr als nur höflich zur Kenntnis zu nehmen. Anfang der 2000er Jahre gab es eine Zeit, in der Prinz Charles Briefe an Labour-Minister schrieb zu allen möglichen Themen, von Bildung bis zur Lage des bedrohten Schwarzen Seehechts, doch das ist längst vorbei. Die meisten Briefe, Jahre später vom *Guardian* veröffentlicht, liessen freilich erkennen, dass Charles vernünftige und ernstzunehmende Ansichten vertrat.

Ein weiterer positiver Aspekt der neuen Regentschaft wird das glückliche und stabile Privatleben des Königs sein. Camilla, die Königsgemahlin – «Queen Consort» –, unbeliebt in der düsteren Zeit ihrer ausser-ehelichen Beziehung mit Prinz Charles, ist inzwischen eines der populärsten Mitglieder der königlichen Familie. Sie geniesst Anerkennung, weil sie ihren Mann glücklich macht und aufgrund ihrer eigenen Qualitäten – Charme, Zugänglichkeit, Unkompliziertheit und wahre

Die meisten seiner Briefe liessen erkennen, dass er ernstzunehmende und vernünftige Ansichten vertrat.

Noblesse im besten Sinne. Die tragische Zeit, in der es auch um Prinzessin Diana ging, liegt inzwischen mehr als ein Vierteljahrhundert zurück und ist ein abgeschlossenes Kapitel.

Vater wurde 99, Mutter 96

König Charles ist in einer idealen Position, um die Monarchie in ein neues Zeitalter zu führen. Er hat mehr als ein halbes Jahrhundert über seine neue Rolle nachgedacht und wird gewiss Vorstellungen haben, wie sich das Haus Windsor weiterentwickeln muss, um im 21. Jahrhundert weiterhin eine relevante Rolle spielen zu können. Wenn er so lange lebt wie seine Eltern – seine Mutter starb mit 96, sein Vater mit 99 –, nicht zu reden von seiner Grossmutter mütterlicherseits, die mit 101 starb, dann könnte seine Regentschaft ein Vierteljahrhundert dauern, in dem sich das Land tiefgreifend verändern und kaum mehr an die späten 1990er Jahre erinnern wird, als es weder Smartphones noch Google gab.

Die Stärke des Hauses Windsor gründet – wie Königin Elisabeth II. besser als alle anderen verstanden und was sie ihrem Sohn mit



Das Versprechen seiner Mutter: Charles III.



auf den Weg gegeben hat – auf seiner Fähigkeit, sich unablässig weiterzuentwickeln und offen zu sein für Neues, immer einen halben Schritt nach der Nation, aber nicht erst zwei oder drei Schritte später.

Die Windsors propagieren keine modischen Trends oder treiben radikale Projekte voran, sind aber auch keine bremsende oder reaktionäre Kraft, die sich gegen gesellschaftliche Veränderungen stemmt. Nehmen wir nur das Thema Scheidung. Als Elisabeth II. den Thron bestieg, hatten Geschiedene keinen Zutritt zur

Eine baldige Reise wäre ein guter Ausgangspunkt, um für den Bestand der Monarchie zu kämpfen.

«Royal Enclosure» beim Pferderennen von Ascot, und ihre Schwester Margaret durfte Group Captain Peter Townsend nicht heiraten, weil er geschieden war. Die Queen änderte 1955 die Bestimmungen für Ascot, und am Ende liessen sich drei ihrer vier Kinder scheiden. Die Windsors gehen mit der Zeit, und das weiss Charles III.

Ein erfülltes Leben

Charles III. ist Staatsoberhaupt von nicht weniger als fünfzehn Ländern, und wie Michael Smith und Stephen Klimczuk-Massion in ihrem in Kürze erscheinenden Buch «The Enduring Crown Commonwealth» darlegen, dürfte er sich in einigen dieser Länder mit einem wachsenden Republikanismus konfrontiert sehen. Sollte es beispielsweise in Australien zu einem zweiten Referendum kommen, wird es nicht die gleiche Zustimmung für die Beibehaltung des Status quo geben wie noch im November 1999 (45 gegen 55 Prozent).

Eine baldige Reise des neuen Königspaares in alle Commonwealth-Staaten, inklusive der kleinsten wie Tuvalu im Pazifik und Nevis in der Karibik, wäre ein guter Ausgangspunkt, um für den Fortbestand der konstitutionellen Monarchie zu kämpfen, besonders in den Regionen, die zunehmend von einem aggressiven China bedroht werden.

In seiner Fernsehansprache anlässlich der Thronbesteigung erneuerte König Charles das berühmte, 1947 von seiner Mutter in Kapstadt abgegebene Versprechen, ihr ganzes Leben in den Dienst an ihrem Volk zu stellen. Sein Dienst wird naturgemäss anders aussehen als zu seiner Zeit als Prince of Wales, aber nicht minder bedeutsam sein.

Seine Mutter, erklärte er in seiner Rede, habe ein erfülltes Leben gehabt und ihr Versprechen eingelöst. Von ihm wird man das dereinst auch sagen.

Andrew Roberts ist Geschichtswissenschaftler am King's College London und Bestseller-Biograf, unter anderem von Napoleon und Churchill.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

Samuel Huntington hatte recht

Der amerikanische Politikwissenschaftler Samuel Huntington hat in seinem Buch «The Clash of Civilizations» («Kampf der Kulturen», 1996) die Hypothese postuliert, dass es im 21. Jahrhundert zu Konflikten zwischen verschiedenen Kulturräumen, insbesondere der westlichen Zivilisation mit dem chinesischen und dem islamischen Kulturraum, kommen könnte.

Kritiker warfen Huntington Vereinfachungen vor. Der Begriff «Kulturkreis» umfasse divergierende Aspekte: Religion, Geschichte, Gesellschaftsstrukturen, Kunst, Traditionen, Moralvorstellungen und Lebensstandard. Deshalb sei die Definition von «Kulturkreisen» fragwürdig.

Huntington wendet sich gegen die Vorstellung einer universellen Weltkultur und des Ausbruchs eines «ewigen Friedens», wie sie 1989 nach dem Ende des Kalten Krieges unter anderem von Francis Fukuyama («Das Ende der Geschichte») vertreten wurde.

Um weltweite Konflikte zu vermeiden, müsse der Westen auch andere kulturelle Wertvorstellungen berücksichtigen. Er habe seine Führungsposition nicht mit der Überlegenheit seiner Ideen, Werte oder Religionen erobert, sondern mit Kriegen und Ausbeutung. Die Nichtwestler würden das niemals vergessen. Deshalb würden die Werte des Westens in anderen Kulturkreisen oft nicht als universelle Werte anerkannt.

Huntington prophezeite, der Westen werde zwar bis in die ersten Jahrzehnte des 21. Jahrhunderts der mächtigste Kulturkreis bleiben und danach auf einzelnen Gebieten im Technologie- und Forschungsbereich eine führende Rolle spielen. Die Kontrolle über andere Machtbereiche werde jedoch zunehmend auf die Kernstaaten nichtwestlicher Kulturkreise übergehen.

Huntington relativierte zwar später einige Aussagen, aber wenn man die heutigen Konflikte zwischen den grossen Weltmächten betrachtet, zeigen sich an den Grenzen der grossen acht Kulturkreise tatsächlich immer häufiger Konflikte: Russland mit dem Westen, China mit dem Westen, Islam mit dem Westen etc. Noch vor kurzem wollte uns die Multikulti-Generation weismachen, kulturelle Unterschiede würden dank Vermischung der Kulturen verschwinden. Aber nun grenzen die gleichen Leute die Kulturen gegeneinander ab, indem sie von unerlaubten «kulturellen Aneignungen» sprechen. Damit bestätigen sie, was Huntington vorhergesagt hat. *Hans Kaufmann*

Doppelmoral des Westens

Nach dem Zweiten Weltkrieg wollte man Gerechtigkeit durch Waffengewalt ausschliessen. Seither urteilt die westliche Welt mit unterschiedlichen Standards.

Oskar Lafontaine

André Malraux, französischer Schriftsteller und Kulturminister Charles de Gaulles, sagte einmal: «Das 21. Jahrhundert wird religiös sein, oder es wird nicht sein.» Er wollte wohl sagen, die Welt müsse sich auf ethische Grundsätze verständigen, um im 21. Jahrhundert zu überleben. Aber welche Grundsätze sollen das sein? Die christliche Pflicht zur Nächstenliebe oder gar zur Feindseligkeit? Immanuel Kants kategorischer Imperativ wäre eine geeignete Grundlage: «Handle nur nach derjenigen Maxime, durch die du zugleich wollen kannst, dass sie ein allgemeines Gesetz werde.» Eine Handlung ist demnach nur dann moralisch, wenn sie einer Regel folgt, deren Gültigkeit für alle, jederzeit und ohne Ausnahme, akzeptabel ist.

«Russland ruinieren»

Verbrecherische Angriffskriege gäbe es dann nicht mehr. Die russische Armee wäre nicht in die Ukraine einmarschiert. Die USA hätten es unterlassen, Truppen und Raketen in der Nähe der russischen Grenze aufzustellen, weil auch sie an ihren Grenzen keine Truppen oder Raketen Russlands oder Chinas dulden würden.

Die Vollversammlung des Ökumenischen Rates der Kirchen erklärte schon 1948: «Der ungeheure Einsatz der Luftwaffe und die Entdeckung der Atombombe und anderer neuer Waffen: dies alles führt in einem modernen Krieg zu unterschiedslosen Zerstörungen in einem Umfang, wie ihn die Welt in früheren Kriegen nicht gekannt hat. Die herkömmliche Annahme, dass man für eine gerechte Sache einen gerechten Krieg mit rechten Waffen führen könne, ist unter solchen Umständen nicht mehr aufrechtzuerhalten.»

Würden die Kriegsparteien in der Ukraine dieser Empfehlung folgen, dann wären sie zu einem sofortigen Waffenstillstand bereit. Aber die USA und ihre ukrainischen Vasallen denken nicht daran. Sie wollen, wie die deutsche Aussenministerin Annalena Baerbock, Russland «ruinieren» oder, wie der US-Kriegsminister Lloyd Austin, Russland «in dem Ausmass geschwächt sehen, dass es die Art von Dingen, die es mit dem



Geheucheltes Mitleid: amerikanische MQ-9-Reaper-Drohne in Afghanistan.

Einmarsch in die Ukraine getan hat, nicht mehr machen kann». Und dass die Hasardeure in Washington einen begrenzten Atomkrieg in Europa für möglich halten und in Nato-Manövern

Es sind immer «Putins Bomben». Von «Bushs Bomben» hat man nie etwas gelesen.

bereits geprobt haben, darauf hat der ehemalige Staatsminister im Auswärtigen Amt Klaus von Dohnanyi hingewiesen.

Hat die Welt den Verstand verloren?

Auch der russische Präsident Wladimir Putin hat mit dem Einsatz von Atomwaffen gedroht. Und leider muss man ihm das zutrauen. Wenn er sieht, dass er seine Kriegsziele nicht erreichen kann, und die Gefahr droht, dass er den Donbass und die Krim wieder aufgeben muss, dann wäre er genau in der Situation, vor der Präsident John F. Kennedy nach der Kubakrise gewarnt hat: Man solle eine Atommacht nie in

eine Situation bringen, aus der sie ohne Gesichtverlust nicht mehr herauskommen kann.

Es scheint, als habe die Welt den Verstand verloren. Der Wiener Philosoph Günther Anders hatte schon vor vielen Jahren in seinem Buch «Die Antiquiertheit des Menschen» darauf hingewiesen, dass die Menschheit heute Dinge herstellt, von denen sie keine Vorstellung mehr hat. Die Gedankenlosigkeit, mit der in diesen Tagen über den Einsatz von Atomwaffen geredet wird, ist erschreckend. Und wenn man sich dazu vor Augen hält, wie verantwortungslos in der Umgebung des Kernkraftwerks Saporischschja Krieg geführt wird, dann wird einem angst und bange. Auf jeden Fall bestätigt auch der Krieg in der Ukraine die Feststellung des Ökumenischen Rates der Kirchen von 1948, nach der im Atomzeitalter kein gerechter Krieg mehr geführt werden kann.

Doch welche Instanz hat eigentlich das Recht, festzustellen, ob ein Krieg gerecht oder nicht gerecht ist? Welche Instanz hat das Recht, Menschen in den Krieg zu schicken, sie zu zwingen, ihr Leben zu riskieren und andere Menschen

zu töten? 6400 Ukrainer sind mittlerweile verhaftet worden, weil sie fliehen wollten, um nicht in den Krieg ziehen zu müssen. Sie wollten am Leben bleiben und weiter bei ihren geflohenen Familien sein. Gibt es überhaupt einen Ausweg?

Der Versuch, die Uno zu einer Instanz des Weltfriedens aufzubauen, muss trotz aller Rückschläge fortgesetzt werden. Nur sie bringt die Weltmächte an einen Tisch und kann so verhindern, dass sie Stellvertreterkriege führen, die in einem Nuklearkrieg enden. Es wäre Aufgabe der mächtigsten Militärmacht der Welt, hierzu die entscheidenden Schritte zu unternehmen. Dazu würde gehören, die gekündigten Abrüstungsverträge wie den ABM-Vertrag und den INF-Vertrag wieder in Kraft zu setzen. Die USA müssten den Internationalen Strafgerichtshof anerkennen und Russland und China auffordern, das Gleiche zu tun. Sie müssten ihre Verpflichtung aus dem Atomwaffensperrvertrag endlich erfüllen und eine kontrollierte Abrüstung in die Wege leiten. Stattdessen zündeln die USA an den Grenzen Russlands, provozieren China und setzen ihre Vasallen unter Druck, sich dieser verhängnisvollen Politik anzuschliessen.

Zündelnde USA

Ein grosses Hindernis auf dem Weg zum Frieden ist die Doppelmoral des Westens. Die USA werfen Russland und China regelmässig Verbrechen vor, die sie selber begehen. Neben den Politikern schlagen die Medien in Deutschland die Trommel der doppelten Moral. Schon die Sprache verrät sie. Einen verbrecherischen Angriffskrieg gibt es nur, wenn man Putin dafür verantwortlich machen kann. Es sind immer «Putins Panzer», «Putins Bomben» und natürlich auch «Putins Massaker». Von «Bushs Panzern», «Bushs Bomben» oder «Bushs Massakern» hat man nie etwas gelesen. Und an Joe Bidens verbrecherischen Drohnenkrieg möchte man nicht erinnert werden.

Noch schlimmer und verräterischer ist das geheichelte Mitleid mit Toten und Verletzten. Die tiefempfundene Trauer findet ihren Weg in die deutschen Schlagzeilen, wenn der Teufel im Kreml für das Leid verantwortlich gemacht werden kann. Unvorstellbar, dass eine grüne Aussenministerin in den Irak geeilt wäre, um Waffen gegen den Aggressor anzubieten. Schliesslich steht sie nach eigenem Bekunden auf den Schultern der Kindsmörderin Madeleine Albright, jener US-Aussenministerin, die den Tod von 500 000 irakischen Kindern durch die US-Sanktionen gerechtfertigt hat. Nur eine Moral, die für alle gilt, ebnet den Weg zum Frieden.

Oskar Lafontaine war Vorsitzender der SPD und Finanzminister Deutschlands.

Lob der Ölheizung

Der traditionelle fossile Brennstoff bringt Sicherheit in stürmischen Zeiten.

Roland Bilang

In der Schweiz ist Heizöl immer noch der mit Abstand wichtigste Energieträger zur Wärmeerzeugung – zum Glück, könnte man im Hinblick auf die sich im kommenden Winter abzeichnende Energieversorgungskrise hinzufügen. Schätzungsweise die Hälfte der Bevölkerung profitiert nun davon, noch eine Ölheizung zu haben. Ohne grosses Aufsehen werden die Tanks mit dem Brennstoff befüllt. Nun, im September, sind bereits mehr als die Hälfte der privaten Heizöllager voll, mehr als sonst um diese Jahreszeit. Viele haben trotz Sommerhitze und hohen Preisen frühzeitig ihre Bestellungen platziert. Sie brauchen sich für diesen Winter in Sachen Raum-

Die Zeit ist noch nicht reif für den Abgesang auf das Erdölzeitalter.

wärme keine Gedanken mehr zu machen und geben durch ihr umsichtiges Handeln den Lieferanten mehr Spielraum für die bevorstehende hektische Zeit.

Hohe Reinheit, hoher Energiegehalt

Während die Angst vor Engpässen bei Strom und Gas zunimmt, funktioniert der Heizölmarkt getreu dem Krisenmotto «Keep calm and carry on». Dies ist einigen vorteilhaften Eigenschaften der flüssigen Energieträger zu verdanken: Heizöl ist wie Benzin und Diesel ein Erdöldestillat, von hoher Reinheit und, vor allem, sehr hohem Energiegehalt. Was nach Lehrbuch der Physik klingt, ist entscheidend für die Robustheit des Versorgungssystems.

Der Jahresverbrauch eines Einfamilienhauses lässt sich im eigenen Keller in einem Tank von wenigen Kubikmetern Volumen lagern, ohne besonderen technischen Aufwand und bei normalen Temperatur- und Druckverhältnissen. Erdölprodukte können deshalb auch sehr einfach transportiert werden, sei es in Leitungen oder per Bahn, Lastwagen oder Schiff. Sie werden weltweit gehandelt, es gibt keine Abhängigkeiten von einzelnen Lieferanten oder

Lieferketten. Auf keinen anderen Energieträger treffen diese Attribute in ihrer Gesamtheit zu. Bei unvoreingenommener Betrachtung ist die Rolle von Heizöl als Garant für die Versorgungssicherheit nach wie vor unübertröffen. Der Bevölkerung wurde dies neulich wieder in Erinnerung gerufen, als der Bund seine Pläne für ein Ölkraftwerk bekanntgab.

Redundante Importrouten

Heizöl dient in der Industrie auch als Ersatz für Erdgas und als zuverlässiges Back-up für flatterhafte Erneuerbare. Vom Bauernhof bis zur Intensivstation wird im ganzen Land Heizöl für die Versorgung der grossen und kleinen Notstromaggregate bereitgestellt. Tatsächlich wird man sich auf die Versorgung mit dem Brennstoff verlassen können.

Sie ist breit abgestützt: über redundante Importrouten auf der Schiene, der Strasse und dem Rhein, über eine Pipeline nach Genf sowie durch die Produktion in der Inlandraffinerie im neuenburgischen Cressier. Sollten Teile dieser Logistik beeinträchtigt sein, ohne dass andere einzuspringen vermögen, kommen die Pflichtlager zum Tragen. Diese liegen – anders als die Gaslager – im Inland dezentral verteilt und können je nach Bedarf durch den Bund freigegeben werden.

Sollte der unwahrscheinliche Fall eintreten, dass der Import von Brennstoffen und Rohöl komplett zum Erliegen kommt, stünden zusätzlich zu den erwähnten privaten Lagern in den Pflichtlagern ausreichende Mengen zur Verfügung, um den Heizölbedarf der Bevölkerung während 4,5 Monaten zu decken.

Die Schweiz ist nicht energieautark, und sie wird es in den kommenden Jahrzehnten auch nicht werden. Wir täten gut daran, den Stellenwert der Erdölprodukte für eine sichere und resiliente Energieversorgung anzuerkennen.

Roland Bilang ist Geschäftsführer von Avenenergy Suisse, dem Verband der Heizöl- und Treibstoffimporteure der Schweiz.

Der Tag, an dem 187 Schüsse Charles de Gaulle verfehlten

General de Gaulle hat mehr als dreissig Attentate überlebt.
Im August 1962 wurde es für den französischen Staatschef sehr eng.

Christophe Büchi

Nach heutigen Umfragen sehen die Franzosen in General Charles de Gaulle die bedeutendste französische Persönlichkeit des 20. Jahrhunderts. Fast alle Politiker, die in Frankreich etwas gelten oder etwas gelten wollen, beziehen sich auf de Gaulle. Staatspräsident Emmanuel Macron liess sich gar bei seiner Wahl 2017 am Schreibtisch mit de Gaulles Memoiren fotografieren. Dieser postmortale Kult ist nicht selbstverständlich, denn während eines Grossteils seines aktiven Lebens war de Gaulle vor allem der meistgehasste Mann der Nation. Der Historiker Julian Jackson hat die Zahl der von ihm überlebten Attentate und Attentatsversuche auf über dreissig beziffert.

Das spektakulärste dieser Attentate fand am 22. August 1962 in einem Vorort von Paris statt. Damals hätte de Gaulle beinahe den Tod gefunden; der Tod aber fand ihn nicht. Auf einer Ausfallstrasse geriet der Citroën des Präsidenten abends in einen Hinterhalt: 187 Schüsse wurden abgegeben, keiner traf. Dass de Gaulle überlebte, kommt, wie wir sehen werden, einem halben Wunder gleich, das von einer Vielzahl kleiner Zufälle möglich gemacht wurde. Dieses gescheiterte Attentat ist an dramatischen, aber auch an komischen Elementen so reich, dass es sich geradezu als Filmszenario anbietet. Und nicht zufällig wurde es auch wiederholt verfilmt (etwa 1973, unter dem Titel «The Day of the Jackal»). Und doch ist dieses Attentat nicht nur ein atemberaubender Kriminalfall. Es stellt auch eine wichtige Episode der politischen Geschichte des Kalten Kriegs dar. Wäre sie anders ausgegangen, hätte die französische und sicher auch die europäische Geschichte einen anderen Verlauf genommen.

Algerien als Verhängnis

Um zu verstehen, was damals passierte, muss der geschichtliche Hintergrund kurz aufgerollt werden. Das Attentat vom August 1962 war ein Nachbeben des Algerienkriegs, der Frankreich acht Jahre lang in seinen Bann geschlagen hatte. Bei der Fussball-Weltmeisterschaft in Bern im Sommer 1954 beschloss eine Rebellen-

gruppe, die mit FLN (Front de libération nationale) zeichnete, in Algerien den bewaffneten Aufstand auszulösen. Algerien war seit dem 19. Jahrhundert von Frankreich besetzt und dem Staatsgebiet einverleibt worden (es galt also nicht mehr als «Kolonie», sondern als Teil Kernfrankreichs). Mehr als eine Million aus

Die Pieds-noirs mussten bitter büssen: Viele wurden enteignet, vertrieben, massakriert.

Europa stammende Kolonisten, sogenannte *pieds-noirs*, lebten hier neben einer uralten jüdischen Minderheit sowie einer zehnfach grösseren muslimischen Mehrheit, die aber politisch und ökonomisch unterdrückt war. Versuche, auf reformerischem Weg die Situation der muslimischen Mehrheit zu verbessern, wurden zwar immer wieder unternommen, verliefen aber wenig erfolgreich, nicht zuletzt wegen des Widerstands einer Mehrzahl der Kolonisten.

Der bewaffnete Aufstand, an Allerheiligen 1954 losgetreten, führte zu einer Spirale von Gewalt und Gegengewalt. Frankreich setzte bis zu einer Million Soldaten in Algerien ein, ohne

den Widerstand zu brechen. Die FLN reagierte mit Lynchjustiz und Anschlägen auf Kolonisten und moderatere Algerier. Auf der anderen Seite radikalisierten sich die *Pieds-noirs* immer mehr. Als OAS (Organisation de l'armée secrète) verübten die Radikalsten nicht nur in Algerien, sondern auch in Paris eine Welle von Terroranschlägen, in der vagen Absicht, eine den Kolonisten günstige Wende herbeizuführen. 1958 wurde General Charles de Gaulle, unter dessen Führung 1944 Frankreich von der Naziherrschaft befreit worden war, an die Macht zurückgerufen, als Retter in der Not. Auf der Seite der Algérie française hoffte man, er werde Algerien für immer für Frankreich «retten».

Doch das Gegenteil geschah: Er befand, nur die Algerier selbst hätten über ihre Zukunft zu entscheiden. Im März 1962 wurden in Evian eine Waffenruhe und eine anschliessende Volksbefragung ausgehandelt. Die Referendumsabstimmung in Algerien erbrachte eine grosse Mehrheit für die Unabhängigkeit. Die *Pieds-noirs*, aber auch zahlreiche der Kollaboration mit Frankreich verdächtigten muslimischen Algerier («Harkis») mussten bitter büssen: Viele wurden enteignet, vertrieben, massakriert. Fast eine Million Menschen verliessen das Land, das ihre Heimat geworden war, um in Europa Zuflucht zu suchen. Im Juli 1962 wurde Algerien unabhängig und die Unabhängigkeit umgehend von Frankreich, den Vereinigten Staaten und anderen Ländern anerkannt.

Brillanter Ingenieur und Militärpilot

Die Attentäter, die im August 1962 in Aktion traten, hatten vor allem eines im Sinn: Rache. Sie hassten de Gaulle nicht nur, weil dieser die algerische Unabhängigkeit möglich gemacht hatte; sie hassten ihn vor allem auch, weil sie einst daran geglaubt hatten, dass er das Gegenteil machen würde. Sie fühlten sich hinters Licht geführt, verraten. Rädelsführer der Verschwörung war ein Oberstleutnant der französischen Luftwaffe, Jean-Marie Bastien-Thiry. Den Auftrag erhielt er aus Kreisen der vormaligen OAS, die zwar offiziell aufgelöst worden war, aber unter dem Namen CNR



Rache! Rädelsführer Bastien-Thiry.



«Vater, ducken Sie sich!»: 1960 bei einer Stadtrundfahrt durch Limoux mit einem Citroën DS.

(Conseil national de la Résistance) vom Ausland aus weiter ihre Fäden zog. Bastien war das Gegenteil der heissblütigen und vierschrotigen Rambo-Typen, die bereits mehrere Dutzend Attentate versucht hatten, die aber wegen miserabler Planung spektakulär gescheitert waren. Er war ein brillanter Ingenieur und Militärpilot, der alles minutiös plante. Auch er hasste de Gaulle, in dem er einen Verräter an der französischen Nation sah, aber auf eine kalte, rationale Art.

Ungepanzertes Citroën

Bastien-Thiry umgab sich mit einem Dutzend von Gehilfen; die meisten waren Franzosen, die der OAS nahestanden. Darunter waren aber auch drei Ungarn, die beim sowjetischen Einmarsch 1956 aus ihrem Land geflüchtet waren und de Gaulle vorwarfen, Algerien dem kommunistischen Block auszuliefern. Bastien-Thiry machte sich an die Planung. Er wusste, dass sich der 72-jährige de Gaulle im August nach Ministertreffen oft mit einem (ungepanzerten) Serienauto der Marke Citroën aus dem Elysée-Palais zu einem kleinen Flugplatz chauffieren liess, wo er einen Helikopter bestieg, um in sein Landhaus in Colombey-les-Deux-Eglises zurückzukehren. Er wusste schliesslich auch, dass de Gaulle am Mittwoch, 22. August, nachmittags im Elysée ein Ministertreffen präsidierte, an dem er über seine bevorstehende Deutschlandreise informieren wollte, um danach nach Colombey-les-Deux-Eglises zurückzukehren. Er wusste auch, dass jeweils zwei verschiedene Routen zur Diskussion standen,

Route eins über Meudon, Route zwei über den Vorort Petit-Clamart. Er beschloss, auf beiden Routen ein Kommando zu postieren. Zudem stellte er beim Pont Alexandre III an der Seine, wo sich die beiden Routen trennten, einen Posten auf: ein unverdächtiges älteres Ehepaar. Dieses sollte beobachten, welchen Weg der Konvoi einschlug und Bastien-Thiry in ein Café anrufen – es gab ja noch kein Smartphone.

Zuerst nimmt am Abend des 22. August alles den erwarteten Gang. Der präsidentiale Konvoi verlässt gegen 19.30 Uhr den Elysée-Palais. An der Spitze fährt der Citroën, in dem vorne der Fahrer und de Gaulles Schwiegersohn und auf dem Hintersitz der General und dessen Frau Yvonne Platz gefunden haben. Es folgen ein zweiter Wagen mit zwei Sicherheitsbeamten und einem Arzt und zum Schluss zwei Ver-

Einer der Männer ist am Pinkeln und hat das Maschinengewehr kurz im Auto zurückgelassen.

kehrspolizisten auf Motorrädern. Kurz vor 20 Uhr bekommt Bastien-Thiry, der in einem Bistro in Petit-Clamart wartet, den erhofften Hinweis. Das Telefon läutet, der Wirt nimmt ab, Bastien geht in die Telefonkabine und hört: «Der präsidentiale Konvoi ist unterwegs, auf Route zwei. *Bonne chance!*» Bastien zahlt, geht lässig hinaus. Auf der Route de la Libération (nach der Befreiung 1944 benannt, ausgerechnet!) stellt er sich an den Strassenrand. Sobald der Konvoi auftaucht, will Bastien-Thiry seine Zei-

tung hochhalten, so die Abmachung, als Zeichen an seine Leute. Ein erstes Kommando von fünf Männern wartet 300 Meter entfernt am rechten Strassenrand in einem Renault Estafette und soll sofort das Feuer eröffnen. Eine zweite Gruppe lauert in einem Citroën, der in einer Seitenstrasse auf der linken Strassen-seite, 200 Meter weiter, parkiert ist. Diese Leute sollen, sobald sie Schüsse hören, in die Hauptstrasse einbiegen, den Konvoi blockieren und das Präsidentenauto ebenfalls unter Feuer nehmen. Eine dritte Gruppe wird dahinter postiert, für den Fall, dass etwas schiefgeht. Sie tritt beim Attentat nicht in Aktion.

«Diesmal war es knapp»

Dies war alles gut durchdacht, doch vieles geht schief. Kurz nach 20 Uhr rollt der Konvoi heran, schneller als erwartet, mit etwa neunzig Stundenkilometern. Zudem ist wegen der Dämmerung die Sicht schlecht (die Sommerzeit war noch nicht eingeführt), so dass Bastien-Thiry den Konvoi erst erblickt, als dieser bereits da ist. Das Kommando eins kann sein Signal kaum erkennen. «Sie kommen», ruft einer der Ungarn plötzlich, aber da ist es schon spät. Zudem ist einer der Männer gerade am Pinkeln und hat das Maschinengewehr kurz im Auto zurückgelassen. Er hat nur noch Zeit, aus seinem Revolver einige Schüsse abzugeben.

Die andern schiessen los, aber der präsidentiale Citroën entfernt sich schon. Das Auto wird aber getroffen: Der Pneu des rechten Hinterrads platzt, danach auch jener des linken Vorderrads, der Wagen schlingert gewaltig, aber dem Fah-



Reizende Spekulationen: mit Frau Yvonne, 1943.

rer gelingt es, in einem Sprühregen von Funken weiterzufahren.

Der Fahrer gibt Vollgas. De Gaulles Schwiegersohn brüllt zweimal: «Vater, ducken Sie sich!» («Père, baissez-vous!»), worauf der General und dann auch seine Frau in Deckung gehen. Auch bei der zweiten Gruppe gibt's Probleme. Der Wagen des Präsidenten kommt schneller an als erwartet, das Kommando kann ihn nicht rechtzeitig blockieren. Die Attentäter nehmen ihn von hinten unter Beschuss, vierzehn Schüsse

Es stellt sich die kontrafaktische Frage: Was wäre passiert, wenn die Attentäter ihr Ziel erreicht hätten?

erreichen den Wagen, verfehlen aber den Präsidenten. Dessen Fahrer schafft es, zwei Minuten später den Flugplatz im schlingierenden Auto zu erreichen.

Der General steigt aus, er ist von Glassplittern übersät und schüttelt sie ab, als seien es Staubkörner. Auch seine Frau kommt aus dem Wagen, unversehrt und ruhig, wie wenn nichts gewesen wäre. Mehrere Schüsse hatten zwar die Autoscheiben durchschlagen, doch keiner hatte getroffen. Der General kommentiert knapp: «Cette fois, c'était tangent» («Diesmal war es knapp»). Darauf schreit er die Ehrengarde von sechs Soldaten ab und steigt mit seiner Frau in den Helikopter. Später wird er dem Premierminister Georges Pompidou telefonieren und sagen: «Cher ami, ils tirent comme des cochons!»: «Lieber Freund, die schiessen wie die Säue!» In der Tat: Beim Kennedy-Attentat 1963 traf der Schütze aus grösserer Distanz. Der Vergleich zeigt, welch grosses Glück de Gaulle hatte, und dies zu einer Zeit, als die Staatsschefs noch unter minimalen Sicherheitsmassnahmen und oft sogar mit offenem Wagendach fuhren.

Es gibt noch einen komischen Moment. Die erschütterliche Madame de Gaulle hatte nämlich in Paris rechtzeitig noch Poulets gekauft und im Kofferraum des Citroëns verstauen lassen. Nach überstandenen Feuerregen erkundigt sie sich nach dem Verbleib der «poulets». Alle glauben zuerst, sie sorge sich um die Polizisten, die den Konvoi begleitet haben, sind aber etwas überrascht über die Wortwahl («poulet» ist ein vulgärsprachlicher Ausdruck für «policier», etwa: Tschugger). In Wirklichkeit denkt sie an das Sonntagessen. Geerdeter kann man kaum sein.

Das Attentat fordert schliesslich doch zwei Todesopfer. Ein für die Sicherheit des Präsidenten verantwortlicher Beamter starb an einem Hirnschlag. Und im März 1963 wurde Bastien-Thiry zusammen mit zwei weiteren Angeklagten von einem Militärgericht zum Tod verurteilt und gleich hingerichtet (die Todesstrafe wurde in Frankreich erst 1981 unter François Mitterrand abgeschafft). Die Unterschefs wurden von de Gaulle begnadigt, Bastien-Thiry nicht. Gegenüber einem Vertrauten sagte de Gaulle: «Die Franzosen brauchen von Zeit zu Zeit einen Märtyrer. Ich gebe ihnen Bastien-Thiry. Er zumindest hat es verdient.» Ein eigenartiges Statement, von Opfermystik untermalt.

Terror und Chaos

Nach dem Sommer 1962 gab es noch einige Versuche, de Gaulle umzubringen. Sie scheiterten alle. Der General blieb bis zu seinem vorzeitigen Rücktritt 1969 Staatspräsident. Ein Jahr später starb er achtzigjährig eines natürlichen und friedlichen Todes, in seiner guten Stube beim Patience-Legen in Gesellschaft seiner Frau.

Nun stellt sich die – bei klassischen Historikern allerdings verpönte – kontrafaktische Frage: Was wäre passiert, wenn 1962 die Attentäter ihr Ziel erreicht hätten? Nur eines ist sicher:

Die Geschichte wäre anders weitergegangen. Vielleicht wären die Anhänger der Algérie française nochmals aus den Verstecken gekommen, und vielleicht hätte Frankreich eine neue Welle von Terror und Chaos erlebt. Vermutlich aber hätten die politischen Institutionen den Schock überstanden. Höchstwahrscheinlich wäre zuerst der Senatspräsident Gaston Monnerville, ein Mischling aus Cayenne (Französisch-Guyana), gemäss Verfassung interimistischer Präsident geworden – Frankreich wäre damit vorübergehend vom Enkel eines Sklaven präsidiert worden, und dies dank der OAS! Danach wäre vielleicht ein atlantisch gesinnter Vertreter der politischen Rechten zum französischen Präsidenten gewählt worden. Er hätte vermutlich de Gaulles Politik gegenüber Algerien und den Kolonien weitgehend fortgesetzt – fortsetzen müssen.

Ein gewaltsamer Tod de Gaulles hätte sicher auch internationale Folgen gehabt. Der nukleare Alleingang, den der General mit der Entwicklung «seiner» Atombombe forcierte, wäre möglicherweise von der atlantisch gesinnten französischen Rechten zugunsten einer Integration in die Nato nach und nach aufgegeben worden. Die deutsch-französische Aussöhnung, die de Gaulle 1963 mit dem Abschluss der Elysée-Verträge vorantrieb, hätte vielleicht länger gedauert, weil sich die meisten französischen Politiker wohl kaum getraut hätten, den Franzosen nur knapp zwanzig Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg einen Freundschaftsvertrag mit dem früheren Feind zuzumuten.

Aber die europäische Integration, die ja bereits 1957 mit der Gründung der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft (EWG) begonnen worden war, wäre ohne de Gaulle sicher rascher erfolgt. Wenn das Attentat 1962 geklappt hätte, wäre Grossbritannien vielleicht schon Mitte der sechziger Jahre in die EWG aufgenommen worden und nicht erst 1972, nach de Gaulles natürlichem Tod. Wahrscheinlich wäre ohne de Gaulle die französische Politik in den sechziger Jahren USA- und Israel-freundlicher ausgefallen. De Gaulles Besuch 1967 in Quebec, bei dem er den französischsprachigen Sezessionisten mit seinem Ruf «Vive le Québec libre!» Aufwind gab, wäre den Kanadiern erspart geblieben. Und vielleicht hätte ein jüngerer und weniger militärisch geprägter Staatspräsident die Studentenunruhen vom Mai 1968 besser vorweggenommen.

All dies sind reizende Spekulationen, die auch dazu verleiten, über die Rolle des Zufalls und der Ereignisse in der Geschichte nachzudenken. Aber es sind eben doch nur Spekulationen. Nur eines scheint ziemlich sicher: Selbst wenn das Attentat 1962 geglückt wäre, wäre Algerien nicht mehr französisch geworden. Gegen Megatrends, wie die Dekolonisierung in den sechziger Jahren einer war, ist schlecht anzurennen. Diese Attentäter waren Desperados. Und hoffnungslos war ihr Ansinnen.

Deutschlands Gruselkabinett

Im grössten Land Europas gilt Kompetenz neuerdings als verdächtig. Das zeigen die Reaktionen auf das Gestammel von Wirtschaftsminister Habeck.

Ralf Schuler

Berlin

Zu den grössten Herausforderungen unserer Zeit gehört das Ertragen von Dummheit. Nachdem Bundeswirtschaftsminister Robert Habeck (53, Grüne) in der ARD-Sendung «Maischberger» mit etwas hilflosem Gestammel eine drohende Insolvenz-Welle als eine Art harmloser Betriebsferien dargestellt hatte, twitterte eine gewisse «Anna Luisa Dörben-Bottstock»: «Der Hass gegen unseren Robert Habeck überschlägt sich. Maischberger wusste sehr wohl, dass Habeck keine wirtschaftliche Ausbildung hat und hätte diese diskriminierende Frage nicht stellen dürfen!» (angereichert mit Brechreiz-Smileys).

Dass Parteigängertum inzwischen so weit geht, die Forderung nach einem Mindestmass an Basiswissen im eigenen Fachbereich bei einem der höchsten politischen Wahlämter für verwerflich und «diskriminierend» zu halten, dürfte durchaus einen neuen Standard in der nach unten offenen Skala intellektueller Schonkost darstellen. Aber die gute Frau, die im Statusbild mit einem «Green Vegan»-Schild in einem Bustier aus Kohlblättern posiert, legt auf Twitter noch mal nach und rechtfertigt ihren Einsatz für Habeck als Einsteher für einen «marginalisierten Realpolitiker».

Mentale Homöopathie

Nun entbehrt es nicht einer gewissen Komik, wenn ausgerechnet ein Bundesminister, dem 2187 Mitarbeiter plus zahlreiche nachgeordnete Behörden unterstehen, «marginalisiert» sein soll. Und man kann von einer Person, die «ekelhaft» findet, dass «weisse Rassist*innen (...) zu ihrer Reproduktion ein binäres Geschlechtersystem (Brecht-Smileys)» nutzen, auch nicht im Ernst intellektuell satisfaktionsfähige Einlassungen erwarten. Und natürlich ist mentale Homöopathie auch kein Alleinstellungsmerkmal von Linken oder Grünen und kommt rechts der Mitte nicht bedeutend seltener vor.

Demokratie ist die Herrschaft der Mittelklugen: Die grössten Deppen fallen bei der Mehrheitsmeinung durch, und den Genialen können leider auch nur wenige folgen. Die

Frage, wie viel Fachkenntnis ein Minister mitbringen muss, um keinen Schaden anzurichten, diese Frage ist aktueller denn je.

Die schon als Umweltministerin in Rheinland-Pfalz heillos überforderte Philosophin und Sprachtrainerin Anne Spiegel (41, Grüne) wurde als Bundesfamilienministerin durchgereicht, weil der linke Parteiflügel eine Frau für den Posten brauchte. Einzige Qualifikation:



«Der Hass überschlägt sich»: Insolvenzminister Habeck.

Sie hat selbst eine Familie und trat inzwischen wegen offensichtlicher Unfähigkeit zurück. Weil er beim parteiinternen Machtkampf die Migrantenkarte spielte, wurde der Sozialpädagoge Cem Özdemir (56, Grüne) Landwirtschaftsminister, ohne je zuvor mit dem Thema

Die Frage, wie viel Fachkenntnis ein Minister mitbringen muss, diese Frage ist aktueller denn je.

in Berührung gekommen zu sein. Und an der Spitze des Verteidigungsministeriums ist die aktuelle Ministerin Christine Lambrecht (57, SPD) lediglich die letzte einer ganzen Reihe von Ministern, die von Militär nicht nur keine Ahnung und zum Thema keine Neigung hatten, sondern auch aus völlig sachfremden Gründen

(Quote, Karriere, schlichte Suche nach einem Posten) ins Amt kamen.

Und an dieser Stelle ist der eingangs zitierte Tweet dann vielleicht doch gar nicht nur dämlich, sondern leider vielleicht sogar symptomatisch: In einer Zeit, in der es als umso progressiver gilt, je kleiner die Minderheit ist, für die man sich einsetzt (siehe Transdebatte oder Genderstern), geraten Fachkompetenz, Elite oder schlichtes Wissen unter den Verdacht, Ausdruck von Dominanz oder weisser Mehrheitsgesellschaft, mithin von Übel zu sein. Der Germanist und Kinderbuchautor Robert Habeck (Dr. phil. Habeck, so viel Zeit muss sein) muss folglich im kalten, herzlosen Wirtschaftsressort in Schutz und knuddelnd in die Arme genommen werden, vor finsternen Kompetenz-Inquisitoren.

Fehlbesetzung Lauterbach

Was wir derzeit erleben, ist eine Art systemischer Erschöpfung: Der alte Merksatz, gemäss dem ein Minister die grossen Linien bestimmt, Fachkenntnis und Umsetzung durch den Apparat beigesteuert werden, funktioniert nicht mehr. So gibt es etwa im Fall Habeck durch den ewigen Machtkampf zwischen Finanzministerium und Wirtschaftsressort im Wirtschaftsministerium im Grunde keine Wirtschaftskompetenz mehr, nachdem auch die Grundsatzabteilung ins Finanzministerium geholt wurde. Dass Millionen deutscher Gaskunden jetzt eine milliarden-schwere Gasumlage zahlen müssen, ist ein krasser, handwerklicher Fehler, der aus dieser nicht mehr vorhandenen Expertise entstanden ist.

Es stimmt: Minister oder Kanzler ist kein Lehrberuf. Die Chance, dafür hinsichtlich Persönlichkeit, Auffassungsgabe und Durchsetzungsfähigkeit geeignete Persönlichkeiten zu finden, sinkt durch Quotierung und Stimmungshörigkeit allerdings real und spürbar. Es gibt aber auch Gegenbeispiele: Bundesgesundheitsminister Karl Lauterbach (59, SPD) ist Mediziner und ausweislich seiner Amtsführung und der geradezu verbiesterten Corona-Politik dennoch eine Fehlbesetzung, die mehr zur Verunsicherung im Land als zur Volksgesundheit beiträgt.

«Putin hat in Asien viele Partner»

Die frühere österreichische Aussenministerin Karin Kneissl spricht über die Wirtschaftskonferenz in Wladiwostok, Moskaus Politik und über den Grund, warum sie in den Libanon gezogen ist.

Pierre Heumann

Karin Kneissl war im Kabinett von Sebastian Kurz österreichische Aussenministerin, sass im Verwaltungsrat des russischen Ölkonzerns Rosneft, kommt im russischen Staatsmedium RT oft zu Wort und schreibt Analysen über die Energiemärkte. Im Gespräch mit der *Weltwoche* skizziert sie Wladimir Putins Ziele und sagt, warum er die Energiekrise nicht zu verantworten hat.

Weltwoche: Frau Kneissl, Sie sind soeben von einer Wirtschaftskonferenz in der russischen Hafenstadt Wladiwostok nach Hause zurückgekehrt. Was sind Ihre Eindrücke?

Karin Kneissl: Präsident Putin setzt seit Jahren Akzente und Prioritäten, um den Fernen Osten Russlands stärker zu entwickeln. Deshalb hat er das Eastern Economic Forum (EEF) ins Leben gerufen, das jetzt zum siebten Mal stattgefunden hat. Vor dem Hintergrund der aktuellen tektonischen geopolitischen Verschiebung war das damals sehr weitsichtig, erleben wir doch jetzt den Übergang von der transatlantischen zur pazifischen Weltordnung. Pipelines und Airlines drehen nach Ost und nicht nach West. Weil ich seit zwanzig Jahren darüber publiziere, bin ich mit dem Thema durchaus vertraut.

Weltwoche: Putin hat an der Konferenz eine Rede gehalten. Wie nahmen Sie ihn wahr?

Kneissl: Putin wirkte zuversichtlich und sprach auch knifflige Themen an, wie zum Beispiel die nicht immer einfache Zusammenarbeit mit den chinesischen Partnern. Der Moderator nutzte die Debatte am Podium, um auch die Emigration von russischen Bürgern nach Armenien und Georgien anzusprechen. Die Debatte verlief hart, aber klar. Letzteres ist im deutschsprachigen Raum selten geworden.

Weltwoche: Putin sprach von einer «multipolaren» Welt. Was meinte er damit?

Kneissl: Das Konzept der multipolaren Welt existiert in der russischen Aussenpolitik seit 1996. Es geht um die Zusammenarbeit Russlands mit China, Indien, aber auch anderen Partnern in einer Welt, die stark von den USA dominiert ist. Der Orientalist und Diplomat Jewgeni Primakow war der Vordenker dieser multipolaren

Ausrichtung Russlands. Wenn man seine Publikationen liest, versteht man wohl besser, um was es in der russischen Aussen- und Wirtschaftspolitik geht. Putin zitierte allerdings nicht Primakow, denn das EEF ist keine akademische Veranstaltung, sondern hier werden Verträge abgeschlossen.

Weltwoche: Wer kam an diese Wirtschaftskonferenz im östlichsten Teil Russlands?

Kneissl: Die Konferenz richtete sich vor allem an das asiatische Publikum. China und Korea sind dort ja sozusagen gleich um die Ecke. Anwesend waren Firmenvertreter aus jener Region, zum Beispiel aus Indien, Indonesien oder Vietnam, und natürlich aus China und Nordkorea. Japan und Südkorea waren bei früheren Foren auch sehr aktiv dabei gewesen. Aber jetzt machen sie bei den Wirtschaftssanktionen gegen Russland mit.

Weltwoche: Waren auch Delegierte aus Afrika eingeladen, da sie den Boykott nicht mittragen?

Kneissl: Nein. Für Kontakte zu Afrika greift Moskau auf das Russia-Africa Partnership Forum zurück, zudem auf den russisch-afrikanischen Gipfel, der regelmässig stattfindet, das nächste Mal im Herbst. Soeben war eine Wirtschaftsdelegation aus Südafrika in Moskau. Putin will Handels- und Investitionsbeziehungen zu Afrika verstärken, nachdem der Westen fast alle Geschäftsbeziehungen zu Russland abgebrochen hat.

Weltwoche: Im Westen hat man den Eindruck, Russland sei durch die Sanktionen weltweit isoliert.



Schutz der Tiger: Ex-Ministerin Kneissl.

Kneissl: Es handelt sich um 42 zweifellos wichtige Staaten, von den USA via die EU bis Japan, also um den «politischen Westen». Aber die Situation präsentiert sich bereits anders im Nahen Osten, wobei die Türkei eine wichtige Rolle spielt. Russland hat gerade auch in Asien viele Kooperationspartner, mit denen es gemeinsame wirtschaftliche und ökologische Interessen verfolgt.

Weltwoche: Können Sie Beispiele nennen?

Kneissl: An der Konferenz habe ich an einer Podiumsdiskussion über den Artenschutz für Tiger teilgenommen. Da wurde sehr intensiv diskutiert, auch anschliessend in der Plenardebatte. Nepal, Bhutan oder Indien waren neben Russland besonders aktiv.

Weltwoche: Schutz der Tiger? Das klingt als Ziel für ein Wirtschaftsforum reichlich bescheiden.

Kneissl: Die Tiger-Debatte ist nicht zu unterschätzen. Ich war beeindruckt von der systematischen und engagierten Vorgehensweise bei diesem grenzüberschreitenden Thema. Der Schutz der Tiger ist nicht nur ein Symbol für den Stellenwert der Ökologie, sondern auch für die regionale Zusammenarbeit. Auch in Indien, Nepal, Bhutan und China wachse die Population der wilden Katzen, erinnerte Putin die Teilnehmer.

Weltwoche: Waren Sie auch an anderen Panels beteiligt?

Kneissl: An einer Podiumsdiskussion referierte ich über die Bedeutung der Nordostpassage, der neuen Wasserstrasse.

Weltwoche: Sie sagen «neu», weil die einst nicht passierbare Nordostpassage für Frachtschiffe seit ein paar Jahren befahrbar ist, da das Eis am Nordpol schmilzt.

Kneissl: An der Debatte um diese Wasserstrasse sieht man sehr klar, was sich alles verschiebt: Sie verkürzt den Transportweg von Russland nach Asien um rund zehn Tage. Deshalb ist die Nordostpassage für die grossen Tanker wirtschaftlicher als der Suezkanal. Damit verliert der Suezkanal an Bedeutung, der einst für den britischen Handel mit Indien und anderen Kolonien gebaut worden war und dann während Jahrzehnten zentral für die Energiever-



«Russland hat bereits gehandelt»: Putin mit Armeniens Premier Pashinyan (r.).

sorgung Europas blieb. Jetzt wird die Nordostpassage zunehmend für Rohstoffe aus den nördlichen Gebieten Russlands benutzt. Die grossen Kunden Russlands sind eben nicht mehr in Europa, sondern in Asien.

Weltwoche: Bereitet Putin damit die Infrastruktur für den Zugang zu neuen Märkten vor?

Kneissl: In Wladiwostok wurde deutlich, dass da schon sehr viel realisiert worden ist. Ich denke zum Beispiel an die Eisbrecher, die von der Föderation

«Die Nordostpassage verkürzt den Transportweg von Russland nach Asien um rund zehn Tage.»

ralen Agentur für Atomenergie Russlands (Rosatom) gebaut wurden. Russland ist nicht mehr in der Phase, in der nachgedacht wird, was man tun muss, sondern hat bereits gehandelt. In einer kritischen Debatte mit Wirtschaftsvertretern wurde aber auch deutlich, was noch alles zu tun ist. Der Fachkräftemangel ist ebenfalls ein Thema in Russland, nicht nur in Europa. Auch wenn es darum geht, eine eigene Luftfahrtindustrie aufzubauen, um die Abhängigkeit von Boeing oder Airbus zu reduzieren, bestehen Kooperationen mit China und Indien.

Weltwoche: Kann man etwas salopp sagen: «Russland will auf den Westen verzichten»?

Kneissl: Ich glaube nicht, dass wir völlig aufeinander verzichten können. Weder Europa auf Russland noch umgekehrt. Aber Europa sollte sich nicht länger für den Nabel der Welt halten. Unser Denken ist nach wie vor sehr eurozentrisch. Das zeigt sich klar in der Energiekrise...

Weltwoche: ... wofür Putin verantwortlich ist.

Kneissl: Ganz und gar nicht. Die Energiekrise begann bereits vor dem 24. Februar.

Weltwoche: Wie begründen Sie das?

Kneissl: Schon seit einigen Jahren kann man beobachten, dass die Flüssiggastanker aus den USA oder aus dem Nahen Osten nicht mehr in Rotterdam oder in anderen europäischen Häfen anlegen, sondern in Asien, weil dort die besseren Preise erzielt werden. Aber in Europa hat man das massiv unterschätzt oder einfach nicht zur Kenntnis genommen, weil wir fälschlicherweise eben stets davon ausgehen, dass unser Kontinent ein grossartiger, einzigartiger und alternativer Markt sei.

Weltwoche: Wenn die Energiekrise nicht die Folge des Ukraine-Kriegs ist – welche Faktoren spielen Ihrer Meinung nach eine Rolle?

Kneissl: Die Politik hat während vieler Jahre falsche Prioritäten gesetzt und erneuerbare Energien gefördert, nachdem im Jahr 2015 an der Pariser Klimakonferenz die Auflagen für Investitionen in fossile Energieträger verschärft wurden. Zudem waren damals die Erdöl- und Erdgaspreise im Keller. Im Herbst 2014 lagen die Notierungen bei dreissig bis vierzig Dollar pro Fass. Das hatte zur Folge, dass nicht mehr genügend in die Exploration neuer Felder investiert wurde. Deshalb kam es, wie es kommen musste: Die Energie wurde knapp. Wir ernten jetzt mit einer Verspätung von einigen Jahren die Folgen der Unterlassungssünden von damals. Putins Einmarsch in die Ukraine hat die Angebotskrise zwar verschärft. Aber sie hatte sich schon vorher abgezeichnet.

Weltwoche: Verfolgt Putin mit dem sibirischen Wirtschaftsforum nicht auch strategische Ziele?

Kneissl: Dafür stehen ihm andere Gremien zur Verfügung, zum Beispiel die Shanghaier Organisation für Zusammenarbeit (SOZ), die diese Woche ihr jährliches Gipfeltreffen abhält. Die SOZ ist nicht zu unterschätzen als

wichtige Regionalorganisation, wird aber im Westen kaum wahrgenommen.

Weltwoche: Bei den Mitgliedern handelt es sich freilich nicht um lupenreine Demokratien.

Kneissl: Ich würde nicht derart den Stab über all diese Staaten brechen. Wer bestimmt, was demokratisch ist? Die SOZ verfolgt energiepolitische Ziele und kooperiert in der Sicherheitspolitik, wie etwa bei der Terrorbekämpfung, ebenso finden regelmässig gemeinsame Manöver statt. In der SOZ sind die wichtigsten Energieproduzenten und die wichtigsten Energieimporteure vertreten.

Weltwoche: Sie haben Österreich vor zwei Jahren verlassen und leben nunmehr im Libanon.

Kneissl: Das geschah nicht freiwillig. Es gab in meiner Heimat eine regelrechte Hexenjagd gegen mich, an der sich auch etablierte Medien beteiligten. Damit hätte ich vielleicht noch leben können. Aber ich hatte ein De-facto-Arbeitsverbot, weil ich für meine Analysearbeit oder den universitären Unterricht aus politischen Gründen keine Aufträge mehr erhielt. Dadurch hatte ich keine Einkünfte mehr. Ich war damals 55 Jahre alt, und wirklich, da muss sich jeder nur ganz kurz in die Schuhe des anderen versetzen, um zu verstehen: Mit 55 Jahren gibt man nicht alles einfach so und ohne Grund auf. Ich mag jetzt nicht darauf eingehen, weil ich lieber nach vorne blicke. Aber Sie müssen auf Google bloss meinen Namen eingeben, dann finden Sie alle Details der Vorwürfe. Diese gehen von «Tierversgiftung mit Nowitschok» bis Spionage, Juwelenklau und «Verwicklungen in den grössten deutschen Finanzskandal». Da ich nun in Wladiwostok war, ging die Empörung neuerlich hoch. Von «geheimdienstlichem Jetsetting» ist da die Rede. Was soll man zu diesem Unsinn sagen? Es handelt sich um eine Art pandemische Dummheit.

© LIECHTENSTEIN. The Princely Collections, Vaduz-Vienna

Schaffen Sie mehr Wert – für sich und die Umwelt

Vorausschauend seit Generationen



VIP-Leserangebot: «Maserati meets Chedi» Zwei Welten – ein Traum

Der Maserati Grecale ist der Hingucker auf unseren Strassen und ein wahrlich aussergewöhnlicher SUV. Wer sich für das neueste Modell der traditionsreichen Automarke aus Modena entscheidet, verfügt ganz offensichtlich über Stilbewusstsein und hohe Ansprüche. Das hat uns zu diesem einmaligen VIP-Angebot inspiriert: Beim Kauf bis Ende dieses Jahres fahren Sie als VIP-Gast standesgemäss im Luxusresort «Chedi» in Andermatt vor.

Alles begann 1963 mit dem legendären Mistral. Ihm folgten Modelle wie Ghibli, Bora und viele mehr. Fahrzeuge nach Winden zu benennen, hat bei Maserati eine lange Tradition. Jetzt ist der Maserati Grecale an der Reihe, ein kräftiger Nordostwind im Mittelmeerraum. Mit neuer Technologie verbindet der Grecale Vielseitigkeit, Komfort und Sicherheit mit Geländegängigkeit und kompromisslosem Fahrspass. Seine äussere Erscheinung setzt neue Massstäbe. Die Frontpartie beeindruckt mit dem imposanten Kühlergrill und dem Dreizack-Maserati-Emblem, während die Seitenansicht von sauberen Linien und kurvenreichen Formen geprägt ist. Im Innenraum überzeugen edle Materialien wie Holz, Karbon und Leder. Zu den herausragenden Details gehört die traditionelle Maserati-Uhr. Erstmals digital, verwandelt sie sich dank Sprachsteuerung in einen Concierge.

Der GT wird angetrieben von einem Vierzylinder-Mild-Hybridmotor mit 221 kW (300 PS), während das Modell Modena einen Vierzylinder-Mild-Hybridmotor mit 243 kW (330 PS) besitzt. Spitzenversion ist der leistungsstarke Trofeo mit einem 3,0-Liter-V6-Benzin-

motor mit 390 kW (530 PS). Jede Fahrt im Grecale wird zum einzigartigen Erlebnis, das dynamischen Komfort und unvergessliche Fahrfreude verbindet.

Willkommen im «Chedi» – exklusiv für Weltwoche-Abonnenten! Die familiengeführte Maserati-Vertretung Premium Automobile in Biel und die Weltwoche sind partnerschaftlich verbunden. Die beiden Inhaber von Premium Automobile Thomas und Barbara Eichelberger, haben sich deshalb dazu entschlossen, Weltwoche-Neukunden mit diesem VIP-Angebot ins «The Chedi Andermatt» einzuladen. Entdecken Sie das wohl faszinierendste Hotel in den Schweizer Bergen, das seit Jahren zu den begehrtesten Luxusunterkünften der Welt gehört. «The Chedi Andermatt» ist ein architektonisches Meisterwerk im Herzen der Alpen. Es vereint alpinen Chic mit asiatisch inspiriertem Design und klassischem europäischem Komfort. Mit dem neuen Maserati Grecale erleben Sie unvergessliche Momente in diesem aussergewöhnlichen Fünfsternehotel.

Mehr Infos: www.thechedianderematt.com

Platin-Club-Spezialangebot

VIP-Leserangebot:
«Maserati meets Chedi»

Beim Kauf eines Maserati Grecale bis am 31. Dezember 2022 erhalten Sie zusätzlich folgende Leistungen:

- 2 Übernachtungen für 2 Personen im «The Chedi Andermatt»
- Deluxe Room mit eigenem Kamin und Balkon
- Frühstück
- 3-Gang-Dinner in «The Restaurant» für zwei Personen (exkl. Getränke)
- Eintritt in The Spa & Health Club inkl. 50 min Massage pro Person

Gültigkeit:
Das Angebot ist ab Ausstellungsdatum ein Jahr lang gültig. Bitte Stichwort «Platin-Club» und Weltwoche-Abo-Nummer angeben.

Exklusiv bei:
Premium Automobile AG
Orpundstrasse 77, 2504 Biel
Telefon 032 341 57 57
info@premiumautomobile.ch
www.premiumautomobile.ch

www.weltwoche.ch/platin-club

Männer im Dating-Dilemma

Auf dem modernen Dating-Markt herrscht eine delikate Unausgewogenheit.



Männer sind dezent genervt: Für den Durchschnittsmann ist es viel schwerer, eine Partnerin zu finden (auf dem Hetero-Markt), als für die Durchschnittsfrau einen Partner. Das moderne Dating hat die Kennenlernsituation für ihn verschlechtert. Das jedenfalls ist der Tenor vieler Männer, hört man sich in Foren um, aber auch im eigenen Umfeld. Der Wiedereinstieg meines Bekannten ins Online-Dating nach einer Trennung hat sein Menschenbild zum Wackeln gebracht: Die «absurd hohen Erwartungen» vieler Frauen hinsichtlich Aussehen und Job haben ihn aufgeben lassen. Er kriege kaum einen Match.

Es wäre natürlich einfach, das als wehleidiges Gejammer angekratzter Egos abzutun, die mit Zurückweisung nicht umgehen können – wenn die nächsten Punkte den kollektiven Frust der Männer nicht einigermaßen vernünftig veranschaulichen würden.

Da wären einmal die Dating-Apps. Es ist kein Vergnügen, auf solchen Apps unterwegs zu sein, jedenfalls nicht, wenn man ein Mann ist. Knapp die Hälfte der Menschen lernt sich heute durch Apps wie Tinder kennen. Zu letzterer gibt es die berühmte 80-20-Regel: Ein User hat durch ein Experiment herausgefunden, dass dort die unteren 80 Prozent der Männer (in Bezug auf Attraktivität) um die unteren 22 Prozent der Frauen konkurrieren, und die top 78 Prozent der Frauen buhlen um die top 20 Prozent der Männer. Der erste Eindruck, ergo das Foto, zählt, und da den meisten Frauen markante, männliche Gesichtszüge gefallen und viele keine Männer daten möchten, die kleiner sind als sie, fallen die meisten durchs Raster. Es ist ein interessantes Phänomen: Frauen daten offenbar – bei Tinder – nicht in ihrer Liga; selbst wenn Frauen durchschnittlich attraktiv sind, suchen sie nach Män-

nern vom Format eines Brad Pitt. Das hat zur Folge, dass einige wenige Männer die meisten Frauen abkriegen. Das war ein Selbstexperiment, aber die *New York Times* kam offenbar bei einem weiteren Experiment auf ähnliche Zahlen. Durch diese Auswahl bleiben viele Frauen single, freiwillig – und viele Männer eher unfreiwillig.

Früher lernte man sich in Bars kennen oder durch das Netzwerk von Freunden und Familie. Die Chancen, jemanden kennenzulernen, standen für Leute ausserhalb des Elite-Pools viel besser; lacht sie durch seinen Humor, vergisst sie nämlich die fünf Zentimeter Grössenunterschied schnell. Durch die Tinder-Methode – wischt man ein Foto weg, ist schon das nächste da – verringert sich nicht nur die Motivation zur intensiveren Auseinandersetzung, es verschlechtert die Dating-Etikette insgesamt, weil man schnell vergisst, dass ein Mensch dahintersteht. Jemanden abzulehnen, verkommt zur Routine, und dass sich die Mobilisierung von Selbstvertrauen nach x-facher Zurückweisung schwierig gestaltet, ist unbestritten.

Ein weiteres Element, das Männer zu bedenken geben, ist die Hypergamie. Viele Frauen wollen einen Partner von höherem sozialem Status, als sie ihn selbst besitzen. Mein Eindruck ist, dass das häufig stimmt. Man kann es sich eingestehen oder nun in einer Ekstase der Scheinheiligkeit empört die Augenbrauen hochreissen. Dabei ist es überhaupt nichts Schlechtes. Nur führt dieses Selektionsverhalten dazu, dass eine prozentual geringe Anzahl Männer die meiste Aufmerksamkeit der Frauen erhält; die top 20 Prozent auf der sozioökonomischen Skala. Die Empfänglichkeit von Frauen für potente Männer ist nicht neu. Anders ist heute, dass Frauen bessergestellt sind als früher, was gesellschaftlichen Status und Einkommen angeht. Für den Durchschnitts-

mann (für den sich nichts geändert hat) ist es dadurch schwieriger, ihren Status zu toppen. Mit der gelungenen Emanzipation sind aber auch die Erwartungen an die Männer gestiegen. Während aber dem Mann das Einkommen einer Frau tendenziell egal ist und dafür jugendliches Aussehen *und* Attraktivität eine Rolle spielen (Zeichen für Fruchtbarkeit), ist den modernen Frauen erhöhter Status und Attraktivität (beides Zeichen für Sicherheit) wichtig.

Es wäre aber zu einfach, nur die Dating-Apps oder das andere Geschlecht für sein Single-Dasein verantwortlich zu machen. Es gibt natürlich asoziale Kerle, auch solche mit keinerlei flirttaktischen Fähigkeiten, oder Stubenhocker, und ganz zufällig ist es halt so, dass niemand einfach für ein Date mit dir an deine Haustür klopfen kommt. Aber ich spreche in dem Text von Männern, die trotz ihrer Umgänglichkeit keine Bekanntschaften machen.

Man kann nun einwenden, Frauen mussten für ihren Dating-Erfolg schon immer hübsch sein – jetzt erfahren eben Männer mal, wie sich Beauty-Druck anfühlt. Das stimmt, und doch ist es nicht dasselbe, denn Männer und Frauen haben unterschiedliche Bedürfnisse, gerade, was den Sexpartner betrifft. Für viele Männer gilt die Devise: «Lieber einen schlechten als keinen». Viele Frauen sagen sich: «Lieber keinen als einen schlechten.» Auch weil die finanzielle Notwendigkeit einer Beziehung heute für viele Frauen wegfällt, können diese das Dating entspannter angehen. Auch daran ist nichts falsch: Das ist *female empowerment*. Eine Schräglage entsteht allerdings, wenn an die eine Gruppe viel mehr Erwartungen gestellt werden und gleichzeitig die Motivationen der Gruppen grundverschieden sind.

Folgen Sie unserer Autorin auf Twitter: @TamaraWernli

Zerstörerisches Werk

Nr. 35 – «Den Konservativen gehört die Zukunft»
Editorial von Roger Köppel

Es tut schon gut, wenn Sie als «Viertel-Deutscher» noch an mein Land glauben. Ich bin auch von der Stärke, von der Mentalität grundsätzlich überzeugt. Allein die manipulativen Medien verrichten weiter ihr zerstörerisches Werk. Ich habe mir vorhin gerade den Show-Auftritt des von Ihnen völlig zu Recht als «Entschuldigungs-Konservativen» bezeichneten Friedrich Merz angeschaut. Zuerst watscht er den Märchenbuchautor Habebck ab; um dann aber gleich wieder der links-woken Bande zu gefallen, fällt er dann schnell über eine AfD-Abgeordnete her. Wie peinlich! Der Konservatismus ist vorbei in meinem Land – das ist der klare Beweis dafür.
Bernd Fuhrmann, Kaufbeuren (D)

Werte statt Profit

Nr. 36 – «Die Russland-Sanktionen gehen nach hinten los» – Beat Gygi über den Wirtschaftsweltkrieg

Fakt ist, dass alle russischen Oligarchen (Geschäftsleute) direkt oder teilweise von Putins Gnade abhängig sind. Attribute wie «Russlandbestrafer» sind in Anbetracht der gegenwärtigen Kriegshandlungen/-verbrechen in der Ukraine komplett verfehlt. Da ist kein Unterschied zwischen Wirtschaftskrieg («freundliche Beziehungen») und realem Krieg möglich. Ja, solche Beziehungen bringen beiden Seiten Vorteile, eben auch dem Kriegsaggressor. Ja, Sanktionen bringen Zerstörung von Kapital, Sachkapital, Fabriken, Infrastruktur und so weiter. Das ist aber genau das, was Russland in der Ukraine und anderswo zelebriert. Angesichts des unbeschreiblichen Elends, das Russland in der

Ukraine anrichtet, sollten wir unsere Werte (es wird sicher wieder Stimmen geben, welche dieses Wort in den Schmutz ziehen wollen) vor wirtschaftliche Profite stellen. Was wir, das heisst Europa und die USA, jetzt verlieren, ist leichter zu ertragen als die Scham dafür, dem Unrecht geholfen zu haben.
John Hugentobler, Buchs

Kultureller Feldzug

Nr. 36 – «Rettet unsere Bergler»
Rolf Gerber über die Schweiz

Ein Volltreffer, den man nur mit Superlativen beschreiben und ehren kann! Neben den wirtschaftlichen Problemen und dem unseligen Papierkrieg ist auch noch ein kultureller Feldzug im Gange. Die vielbesungene Romantik ist scheinbar tot, trotz aller Beteuerungen aus Werbeschlachten. Hotels und Restaurants sind oft kaputtrenoviert. Dann die Invasion der «Goldenen Horden» aus dem Unterland; beworben, begrüsst, beklatscht. Rennverrückte und Lebensmüde rasen auf Teufel komm raus um den Titel des «Grossen Proletenmeisters». Sie seien die Rettung für den Sommertourismus bei zukünftigem Schneemangel. Die Kosten der Rega trägt die Allgemeinheit. *Da stellt's au mir ab, dä Bergler isch da scho lang ab uf d Bäum!*
Christoph Stuker, Zürich

Sowohl als auch

Nr. 4 – «Strom für alle»
Weltwoche GRÜN vom 25. August 2022

Herzliche Gratulation zu *Weltwoche GRÜN*. Absolut super! Insbesondere der Beitrag von Horst-Michael Prasser. Endlich jemand, der es checkt: Es geht nicht um die erneuerbaren Energien oder die Kernenergie, sondern um

ein Sowohl-als-auch! Auch dass die Forschung auf dem Gebiet der Nukleartechnik mit dem schweizerischen Ausstieg aus der Kernenergie nicht eingestellt wurde, wird klar dargelegt. Es ist endlich Zeit, frühere Fehleinschätzungen zu korrigieren.
Andreas L. Nold, Adlikon

Und schon wieder berieseln uns alle Staaten in Europa mit einer monumentalen Lüge: Stromknappheit. Kein Kontinent auf der Erde hat so viele Kraftwerke wie Europa, und die Wirtschaftstätigkeit ist stets am Abnehmen, da viele in Konkurs gehen, und dies seit Jahren. Im Wallis stehen die grössten Wasserkraftwerke der Welt mit so vielen Megawatt, dass man die Zahl fast nicht beziffern kann. Es wird vom Wallis so viel in den Norden Europas geliefert, dass nachts ein grosser Teil zurückkommt, der dazu verwendet wird, Wasser aus den tieferen Becken in die höheren zu pumpen. Wir, das Volk, werden so angelogen wie einst mit Corona, es geht einfach weiter mit neuen Lügen, immer neuen Lügen. Was wird die nächste sein?
Lena Zurbriggen, Zürich und Saas-Grund

Tolle Anregungen

Zum Literaturteil der *Weltwoche*

Nachdem der Literaturteil der *FAZ* schon seit Jahren nur noch Langeweile verbreitet, warte ich nun jede Woche gespannt auf Ihren interessanten Literaturteil, der mir schon tolle Anregungen gebracht hat (etwa Irene Vallejo: «Papyrus» oder Marica Bodrozic: «Das Gedächtnis der Libellen»).
Elisabeth Ernst, Fürth (D)

Leserbriefe: Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird.
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.



Queen Elizabeth II (1926–2022)

Elizabeth II, die am 8. September im Alter von 96 Jahren auf Schloss Balmoral gestorben ist, regierte siebenzig Jahre, länger als jeder andere englische oder britische Monarch. Ihr Tod hat weltweit grosse Trauer ausgelöst. In ihrer Jugend wurde sie überschwänglich gepriesen, ohne dass es ihr zu Kopfe stieg, und Präsident Truman bezeichnete sie während ihres Staatsbesuchs im Weissen Haus als «Märchenprinzessin». In späteren Jahrzehnten waren ihre stillen Qualitäten – Treue, Bescheidenheit, Pflichtbewusstsein und stoische Gelassenheit – eine Weile nicht mehr angesagt, doch am Ende galt sie weltweit als Inbegriff und Modell eines konstitutionellen Monarchen.

Elizabeth Alexandra Mary wurde am 21. April 1926 geboren, und ursprünglich rechnete niemand damit, dass sie einmal den Thron besteigen würde. Ihre frühen Jahre glichen dem Leben eines Mädchens der Oberschicht, das Benimmregeln, christliche Frömmigkeit, Tanzen und Französisch zu lernen hatte, an Gesellschaftsspielen teilnahm und Tiere liebte. Eine Beschäftigung mit intellektuellen Dingen galt als überflüssig, wenn nicht abträglich. Das Wesentliche war, in bestimmte Verhaltenstraditionen eingeführt zu werden.

Krönung als Spektakel

Ihr Onkel, der als Edward VIII. den Thron bestiegen hatte, dankte 1936 ab, um die geschiedene Amerikanerin Wallis Simpson heiraten zu können, deren Ex-Ehemänner noch lebten. Elizabeths Vater bestieg als George VI. den Thron, und von ihm lernte sie die Praxis eines pflichtbewussten Monarchen, die auch ihre eigene Regentschaft charakterisieren sollte und ihre Untertanen dazu brachte, ihr uneingeschränktes Vertrauen zu schenken. An ihrem 21. Geburtstag, im Jahr 1947, versprach sie in einer Radioansprache, «mein ganzes



Treue, Bescheidenheit, Pflichtbewusstsein: Elizabeth II.

Leben, ob lang oder kurz, in Ihren Dienst zu stellen».

Im selben Jahr heiratete sie Prinz Philipp von Griechenland, einen Offizier der Royal Navy; 1948 wurde ihr erster Sohn Charles geboren, und als ihr Vater im Februar 1952 starb, wurde sie die erste Königin ihrer Nation seit dem Tod von Königin Victoria im Jahr 1901.

Elizabeths Krönung im Juni 1953 war das erste grosse Spektakel des Fernsehzeitalters.

Am Ende galt sie weltweit als Inbegriff und Modell eines konstitutionellen Monarchen.

Die Anwesenheit der Kameras verlangte äusserste Präzision. Weil Abermillionen das Ereignis am Fernseher verfolgen würden, wurde die Zeremonie bis in das kleinste Detail

geprobt. Vorbei war das Durcheinander von Königin Victorias Krönung im Jahr 1838 – eine Demokratie durfte Besseres erwarten.

Die Verehrung, die Elizabeth in den ersten Jahren entgegengebracht wurde, wich in den 1960ern einer respektloseren Berichterstattung, wobei die Eheprobleme von dreien ihrer vier Kinder in den Medien wie eine royale Seifenoper behandelt wurden. Grosse Ehrerbietung wich unverschämter Aufdringlichkeit.

Globaler Einfluss

Als Prinz Charles, mittlerweile Thronfolger, sich von seiner Ehefrau Diana scheiden liess – die die bemerkenswerte Gabe besass, die Öffentlichkeit für sich einzunehmen, und 1997 in Paris, von Paparazzi verfolgt, bei einem Verkehrsunfall ums Leben kam –, wurde heftige Kritik an der Königin geübt, sie sei unfähig, dem überwältigenden Schmerz Ausdruck zu verleihen, den viele, wenn auch nicht alle ihrer Untertanen empfanden.

Diesen Tiefpunkt konnte Elizabeth II allmählich hinter sich lassen. Ihr Einsatz für das Commonwealth, das aus mehr als fünfzig Ländern besteht, die einst zum britischen Kolonialreich gehört hatten, wirkte nicht mehr wie ein nostalgischer Überrest imperialer Empfindungen, sondern überzeugte als kluge Methode, den globalen Einfluss des Vereinigten Königreichs zu maximieren. Bis zuletzt erfüllte Elizabeth II ihre Pflichten einer konstitutionellen Monarchin.

Nur zwei Tage vor ihrem Tod beauftragte sie Liz Truss mit der Regierungsbildung – ihren 15. Premier, deren Reihe 1951 mit Winston Churchill begonnen hatte.

Andrew Gimson

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork
Andrew Gimson ist Autor von «Gimson's Kings & Queens. Brief Lives of the Monarchs since 1066».

Klima-Investitionen gegen die Bürger

Denkt der Vermögensverwalter Blackrock zu viel an sich und zu wenig an die Rendite?



Der Kampf um die Kontrolle der Klimapolitik wird härter. Die Vertreter einer Linie, wie sie seit den neunziger Jahren durch Umwelt-Interessengruppen und Uno in den Kyoto- und Pariser Abkommen, im Weltklimarat oder in der Uno-Nachhaltigkeitsagenda vorgezeichnet wird, hatten bisher viel Spielraum, um ihre Ansichten zur Geltung zu bringen. Warnungen vor Erderwärmung, Alarmrufe und Wetterereignisse geben Rückenwind.

Zahlreiche Regierungen und Unternehmen segeln mit dem Wind und haben sich Klimaziele gesetzt, Massnahmen zur Reduktion der Treibhausgase eingeleitet oder geplant. Sie treiben auch eine zunehmend komplexere Regulierung voran, um die Wirtschaft koordiniert auf einen klimakorrekten Pfad zu bringen.

Nun gibt es aber plötzlich Alarmrufe aus anderer Richtung. Es melden sich jene energischer zu Wort, die sich an den Kosten und an der Richtung dieses klimapolitischen Kurses stören. Der Widerstand kommt von einer Branche, in der man genau rechnet und wo man Kosten und Erträge meist am eigenen Leib spürt: von der Vermögensverwaltung, genauer gesagt von den von der Vermögensverwaltung Betroffenen.

In den USA haben ein Dutzend Generalstaatsanwälte von Gliedstaaten im August einen aufsehenerregenden Brief an Larry Fink, Gründer und Chef von Blackrock, gerichtet. Blackrock ist ein weltweit führender Verwalter von Vermögensanlagen, zu einem grossen Teil für Pensionsfonds und andere institutionelle Investoren, auch öffentliche Institutionen.

Fink gibt sich seit einiger Zeit als Vorreiter des sogenannten nachhaltigen Anlegens. Investoren

sollen demnach bei ihren Anlageentscheiden nicht nur auf die monetäre Rendite schauen, sondern auch auf die Auswirkungen bezüglich Umwelt und Soziales. Die bekannte Abkürzung heisst ESG («E» steht für ökologisch, «S» für sozial, «G» für *governance*, Unternehmensführung). ESG-konformes Investieren breitet sich zurzeit in der ganzen Vermögensverwaltung aus wie Winden in einer Hecke.

Die EU hat ein umfassendes Benotungssystem (Taxonomie) installiert, um sämtliche Investitionen nach dem Grad ihrer Nachhaltigkeit zu bewerten. Geld für fossile Energie etwa gilt als schmutzig. Fink hat in seinen jährlichen Briefen an die Investoren jeweils die Vorzüge von ESG ausgemalt und zuletzt die Klimaausrichtung als quasi obligatorisch dargestellt – das für all die fremden Gelder, die Blackrock verwaltet.

Die amerikanischen Staatsanwälte haken da ein und schreiben an Fink, kritisieren die Haltung der Blackrock-Führung im Zusammenhang mit Energieinvestitionen bei Pensionsfonds. Nach heutigen Informationen schein es ihnen, dass Blackrock das hartverdiente Geld der Bürger einsetze, um das Realisieren der bestmöglichen Rendite wie auch die Stimme der Bürger zu umgehen. Öffentliche Stellungnahmen von Blackrock deuteten darauf hin, dass die Firma das Vermögen der Bürger verwendet habe, um Druck auf Unternehmen auszuüben, damit diese konform mit internationalen Abkommen wie dem Pariser Vertrag würden, Abkommen, die den Ausstieg aus fossilen Brennstoffen erzwingen, die Energiepreise erhöhten, die Inflation anheizten und die nationale Sicherheit der Vereinigten Staaten schwächten. «Diese Ab-

kommen sind vom Senat der Vereinigten Staaten nie ratifiziert worden», schreiben die Staatsvertreter, und es seien ja die von den Bürgern gewählten Senatoren, die bestimmten, welche internationalen Abkommen Gesetzeskraft hätten, nicht Blackrock.

Blackrock sei entgegen seiner Behauptungen in der Energiefrage nicht neutral, sondern habe sich bereits verpflichtet, unabhängig von den Kundenwünschen das Erreichen des Netto-null-Ziels für alle verwalteten Anlagen zu beschleunigen. Als Mitglied der Net Zero Managers Alliance richte Blackrock als Aktionär bei den zahlreichen Unternehmensbeteiligungen seine Abstimmungspolitik auf das Ziel, alle bis 2050 oder früher auf netto null Emissionen zu trimmen, voll auf «Energiewende».

Das entspreche nicht der treuhänderischen Pflicht, nach der ein Treuhänder ausschliesslich im Interesse der Begünstigten handeln müsse. Das gleichzeitige Verfolgen von Klimazielen wie «Paris» oder «Netto null» könne als «Handeln mit gemischten Motiven» eingestuft werden, als «unwiderlegbare Vermutung von Fehlverhalten».

Ist es in der Schweiz anders? Kaum, auch hier sind Pensionskassen und Betreuer schon im Korsett von Vorschriften zum «grünen Investieren», unter dem Einfluss der Uno und vor allem auch der Taxonomie der EU. Der Fonds Ethos mischt Blackrock-mässig mit Umwelt- und Sozialargumenten an Generalversammlungen mit. Und der Schweizer Souverän hat das Ziel «Netto null 2050» nie beschlossen. Leider fehlen Staatsanwälte wie die amerikanischen, die eine harte Gegenwehr aufbauen.

STEPAN BANDERA

Held und Verräter



Bandera nutzte die Zeit im Gefängnis, um andere ukrainische Häftlinge ideologisch zu beeinflussen.

Seite 54

Fast jede Familie in der Westukraine erlitt Verluste in dem brutalen Konflikt, den Bandera unterstützte.

Seite 55

Weil Bandera sich nie persönlich an der Ermordung von Juden beteiligt hatte, eignete er sich perfekt als ein Symbol des nationalen Freiheitskampfes.

Seite 56

Kampf gegen die Sowjetunion: Stepan Bandera (1909–1959).

Weltwoche Nr. 37.22

Bild: Heritage Image Partnership Ltd/Alamy; Colorierung: Marina Amaral für die Weltwoche

Gespaltene Erinnerungen

Stepan Bandera dient in der Ukraine allen politischen Kreisen als Identifikationsfigur. In West- und Osteuropa dagegen wird er als Verräter verachtet. Wer war der Nationalistenführer, der die Ukrainer zu einen scheint?

Grzegorz Rossolinski-Liebe

Kaum eine andere Person ist in der West- und Ostukraine so unterschiedlich in Erinnerung geblieben wie Stepan Bandera. Während in der Westukraine in den letzten zwanzig Jahren Denkmäler und Museen für ihn errichtet wurden, wird er bis heute in der Ost- und Zentralukraine als Verräter, Massenmörder und Faschist wahrgenommen. Diesen gegensätzlichen Erinnerungen liegen sowohl die nicht aufgearbeitete Geschichte der stalinistischen Gewalt, des Holocaust und des Faschismus zugrunde als auch die gegenwärtige schwierige politische Situation und der seit 2014 andauernde Konflikt mit Russland. Warum aber ruft ausgerechnet der am 15. Oktober 1959 in München ermordete Bandera so viele Emotionen hervor, und warum dient er gleichzeitig als ein Symbol der Freiheit und des Verrats, wenn es um politische Konflikte und militärische Auseinandersetzungen innerhalb der Ukraine oder mit Russland geht? Warum werden über ihn immer neue Hagiografien veröffentlicht, und warum wird sein Grab auf dem Münchner Waldfriedhof regelmässig geschändet?

Hitler und Mussolini

Auf diese Fragen gibt es keine einfachen Antworten. Die Gründe für die gespaltene Erinnerung an den ukrainischen «Nationalhelden» lassen sich jedoch in seiner Biografie, in dem um ihn betriebenen Personenkult und der komplizierten Geschichte der Ukraine finden. Stepan Bandera wurde am 1. Januar 1909 in dem ostgalizischen Dorf Stryj Uhryniw als Sohn eines griechisch-katholischen Priesters geboren. Zu dieser Zeit lebten etwa 20 Prozent aller Ukrainer in der Habsburgermonarchie und etwa 80 Prozent im Zarenreich. Im Ersten Weltkrieg sah Bandera als Kind zu, wie unmittelbar vor seinem Haus Ukrainer auf beiden Seiten der Front gegeneinander kämpften. Ebenso war er Zeuge davon, wie die 1917 in Kiew und 1918 in Lemberg proklamierten ukrainischen Staaten von der Roten Armee und der polnischen Armee besiegt wurden.

Wie viele andere Ukrainer seiner Generation, die in der Zweiten Polnischen Republik

lebten, schloss sich Bandera zuerst der Ukrainischen Militärischen Organisation (UWO) und anschliessend der Organisation Ukrainischer Nationalisten (OUN) an. Beide waren von ukrainischen Veteranen des Ersten Weltkriegs gegründet worden; die UWO 1920 in Prag, die OUN 1929 in Wien. Besonders der OUN gelang

Als Kind sah er zu, wie vor seinem Haus Ukrainer auf beiden Seiten der Front gegeneinander kämpften.

es, junge Ukrainer für den Kampf für einen ukrainischen Staat zu mobilisieren. Sie wirkte jedoch ausschliesslich im polnischen Untergrund und war in der sowjetischen Ukraine, wo 80 Prozent der ukrainischen Bevölkerung lebten, vollkommen unbekannt.

Wie in anderen europäischen Ländern wurde in der Ukraine bereits in den frühen 1920er Jahren der italienische Faschismus rezipiert

und zugleich ein ukrainischer Faschismus konzipiert. Die OUN verstand den Faschismus als eine Ideologie, die den ukrainischen Nationalismus in seinem Kampf für einen Staat stärkte. Aus diesen Gründen arbeitete sie mit Mussolini, der kroatischen Ustascha und den deutschen Nationalsozialisten zusammen und hoffte darüber hinaus auf militärische Unterstützung Nazideutschlands im Kampf gegen Polen und die Sowjetunion. Wegen seines kompromisslosen Antisemitismus und Antibolschewismus wurde Hitler in der OUN noch mehr geschätzt als Mussolini.

Haft und Flucht

Bandera wurde Anfang 1933 zum Prowidnyk (Führer) der OUN gewählt. Das Ziel seiner Politik bestand darin, durch die Radikalisierung des polnisch-ukrainischen Konflikts eine nationale Revolution in der Westukraine herbeizuführen. Aus diesem Grund ermordete die OUN 1934 den polnischen Innenminister Bronisław Pieracki. Bereits zuvor waren mehrere andere polnische und ukrainische Politiker, die sich um eine Entspannung des polnisch-ukrainischen Konflikts bemühten, zum Ziel von Attentaten geworden. Pierackis Mord stellte jedoch eine Zäsur dar. Er brachte den Bandera-Kult hervor, weil andere OUN-Angeklagte ihrem Prowidnyk im Gerichtssaal mit dem faschistischen Gruss ihre Treue bezeugten und Bandera selbst behauptete, dass im Kampf um die Freiheit der Ukraine «nicht nur Hunderte, sondern Tausende Menschenleben geopfert werden müssen».

Zwar blieb Bandera die Todesstrafe erspart, aber er konnte erst nach dem Beginn des Zweiten Weltkriegs aus dem Gefängnis fliehen. Als Bandera im Gefängnis sass, radikalisierte sich die OUN weiter. Ideologen der Bewegungen wie Wolodymyr Martynetz konzipierten eine rassistische Form des ukrainischen Antisemitismus. Andere, wie Mykola Kolodzynskij, verfassten bereits 1934 mit Mussolinis Unterstützung Pläne, wie Juden und Polen aus der Ukraine teilweise vertrieben, teilweise ermordet werden könnten, um einen homo-



Zwischen Habsburg und Zarenreich: Bandera in Kosakenuniform (undatiert).



Symbol des ukrainischen Freiheitskampfes: Geburtstagsfeierlichkeiten in Kiew, 1. Januar 2017.

genen ukrainischen Staat zu gründen. Bandera selbst nutzte die Zeit im Gefängnis, um andere ukrainische Häftlinge wie Hryhoryj Perehniak, die später im Zweiten Weltkrieg Massensterben begingen, ideologisch zu beeinflussen und zu radikalieren.

Deportationen und Vertreibungen

Vom Beginn des Zweiten Weltkriegs bis zum Überfall auf die Sowjetunion hielt sich Bandera in Krakau auf, der Hauptstadt des Generalgouvernements, und unterstützte die Wehrmacht und die Abwehr bei der Vorbereitung des «Unternehmens Barbarossa». Gleichzeitig plante er mit Mitgliedern der OUN die Ukrainische Nationale Revolution, die zeitgleich mit dem «Unternehmen Barbarossa» beginnen und zur Entstehung eines ukrainisch-faschistischen Staates mit Bandera als Prowidnyk führen sollte. Zwar gelang es der OUN, am 30. Juni 1941 in Lemberg die Staatlichkeit zu proklamieren und Hitler, Mussolini, Franco und Clic um Aufnahme in das «Neue Europa» zu bitten, aber ihr revolutionärer Plan wurde von Hitler nicht akzeptiert. Da Bandera sich zunächst weigerte, die Proklamation zurückzuziehen, wurde er verhaftet und bis Herbst 1944 mit anderen OUN-Mitgliedern als politischer Sonderhäftling des Reichssicherheitshauptamts in Berlin und im KZ Sachsenhausen festgehalten.

Während Bandera im Gefängnis sass, wurde die Westukraine gewaltsam zu einem ethnisch homogenen Raum umgestaltet. Die OUN und die im Winter 1942 von ihr aufgestellte Ukrainische Aufständische Armee (UPA) trugen dazu massgeblich bei. OUN-Mitglieder schlossen sich der ukrainischen Polizei im Westen des Landes an und halfen den deutschen Besatzern bei der Ermordung von etwa 800 000 Juden. Auf eigene Initiative ermordeten die UPA-Einheiten etwa 100 000 Polen und vertrieben weitere Tausende aus der Westukraine. Bandera

Der Bandera-Kult gewann nach dem Attentat durch den KGB-Agenten Staschinski erneut Auftrieb.

hatte aufgrund seiner Abwesenheit damit zwar direkt nichts zu tun, aber die OUN-Mitglieder und UPA-Partisanen, die an den Massakern, Deportationen und Vertreibungen beteiligt waren, betrachteten ihn nach wie vor als ihren Prowidnyk.

Nach seiner Entlassung schrieb Bandera über den Holocaust und die von der UPA ermordeten Polen kein Wort und erwähnte sie auch in Reden und Interviews nicht. Bereits 1945 nahm er Kontakt zu westlichen Geheimdiensten auf, baute mit ihrer Unterstützung ein OUN-Zentrum in

München auf und unterstützte die UPA beim Kampf gegen die Sowjetunion.

Der Kampf in der Westukraine zwischen der UPA und dem NKWD (Volkskommissariat für Innere Angelegenheiten) wurde äusserst brutal geführt und dauerte jahrelang. Noch zehn Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs spürte der NKWD die letzten ukrainischen Partisanen auf. Um OUN und UPA endgültig aufzulösen, deportierte der NKWD ihre Familien ins Innere der Sowjetunion und verhaftete und ermordete eine grosse Anzahl von Unterstützern der Bewegung. Nach sowjetischen Angaben wurden in der Westukraine unter anderem wegen des Verdachts einer Zusammenarbeit mit der OUN/UPA 153 000 Personen ermordet, 134 000 verhaftet und 203 000 deportiert. Ukrainische Nationalisten ermordeten bis 1953 20 000 Zivilisten und 10 000 NKWD-Mitarbeiter beziehungsweise Angestellte des sowjetischen Verwaltungsapparats. Fast jede Familie in der Westukraine erlitt Verluste in dem äusserst brutalen Konflikt, den Bandera aus München unterstützte und politisch für sich nutzte.

Der Bandera-Kult gewann nach dem Attentat in München am 15. Oktober 1959 durch den KGB-Agenten Bogdan Staschinski erneut Auftrieb. Der ermordete Bandera erschien vielen als ein Symbol des ukrainischen Freiheitskampfes gegen die Sowjetunion. Seitdem wurde der



Museen, Hagiografien, Musikfestivals: Bandera-Statue in Lwiw (l.), Beerdigung in München, 20. Oktober 1959.

ukrainische Prowidnyk von seinen Anhängern, von denen mehrere Tausend 1944 die Ukraine zusammen mit den Deutschen verlassen hatten und in westlichen Ländern lebten, auf anti-sowjetischen Demonstrationen und jährlichen Feierlichkeiten um den 15. Oktober in Städten wie München, London, Toronto und New York

Die sowjetische Propaganda verstärkte den um Bandera betriebenen Kult.

als Nationalheld und Freiheitskämpfer gefeiert. Die sowjetische Propaganda, die Bandera als einen Verräter und Anführer von Faschisten und Kapitalisten bezeichnete, verstärkte dadurch den um ihn betriebenen Kult und motivierte die Veteranen seiner Bewegung, 1978 in London ein Museum für ihn zu errichten. Das bekannte OUN-Mitglied Petro Mirchuk veröffentlichte bereits 1961 die erste Hagiografie über den Prowidnyk.

Terror und Hungersnot

Auf den jährlichen Gedenkveranstaltungen wurden die Beteiligung ukrainischer Nationalisten am Holocaust und die Massaker an der polnischen Zivilbevölkerung in Wolhynien und Ostgalizien nie thematisiert. Im Gegensatz wurde an den Terror des NKWD lebhaft erinnert. Ebenso populär waren Erzählungen über die grosse Hungersnot, die sich 1932 und 1933 in der sowjetischen Ukraine ereignet hatte und der zwischen drei und vier Millionen Ukrainer zum Opfer gefallen waren.

Narrative wie diese dienten vorrangig dazu, die OUN-Kollaboration im Holocaust mit der

Darstellung des Leidens der ukrainischen Bevölkerung zu verschleiern. So behaupteten etwa Veteranen der Bewegung nach der Ausstrahlung der Fernsehserie «Holocaust – Die Geschichte der Familie Weiss» 1978 in zahlreichen Publikationen, dass durch die Hungersnot mindestens sechs Millionen Ukrainer durch Stalin und seine jüdischen Kommissare ermordet worden seien. Sie spielten bewusst auf die Zahl sechs Millionen an, um den Holocaust zu relativieren und die Leiden der ukrainischen Bevölkerung in den Vordergrund zu rücken. Einige Autoren behaupteten sogar, dass in der Hungersnot zehn bis fünfzehn Millionen Ukrainer ermordet worden seien.

Nach dem Zerfall der Sowjetunion brachten OUN-Veteranen den Bandera-Kult in die Westukraine zurück. Die ersten zwei Bandera-Denkmal, die 1990 in seinem Geburtsort Saryj Uhryniw enthüllt wurden, wurden noch vom NKWD gesprengt. Das dritte Denkmal, das

«symbolisch» aus einer eingegossenen Lenin-Statue angefertigt wurde, steht dort bis heute unversehrt. Wie im westlichen Nachkriegsexil wurden auch in der Ukraine Museen über Bandera eröffnet, Hagiografien über ihn publiziert und Musikfestivals nach ihm benannt.

Weil Bandera sich aufgrund seiner Zeit als Häftling im NS-Gefängnis nie persönlich an der Ermordung von Juden oder Polen beteiligt hatte und später selbst vom KGB ermordet wurde, eignete er sich perfekt als ein Symbol des nationalen Freiheitskampfes. Besonders nach dem Ende der Sowjetunion diente Bandera als Argument, um Anschuldigungen wegen der Kollaboration im Holocaust und der Massaker an der polnischen Zivilbevölkerung abzuwehren.

Während der Maidan-Proteste 2013 und 2014 in Kiew wurde Bandera nicht nur von nationalistischen, sondern auch von sich für die Demokratie einsetzenden Ukrainern als Identifikationsfigur genutzt. Seine politischen Ansichten und ideologischen Einstellungen sowie seine Rolle als der Prowidnyk einer Bewegung, die einen faschistischen Staat proklamierte, diesen von Juden, Polen und Russen säubern und mit Hitler, Mussolini, Franco und Clic kollaborieren wollte, sind vor allem in der Westukraine und der ukrainischen Diaspora bis heute weitestgehend unbekannt.



Grzegorz Rossolinski-Liebe ist Alfred-Landecker-Lecturer an der Freien Universität Berlin. Er forscht über den Holocaust, Nationalismus, Antisemitismus und Faschismus in Mittel- und Osteuropa. Von ihm erschien «Stepan Bandera: The Life and Afterlife of a Ukrainian Nationalist» (Ibidem, 2014).

Dieser Artikel ist zuerst bei LISA erschienen, Wissenschaftsportal der Gerda-Henkel-Stiftung.

LITERATUR UND KUNST

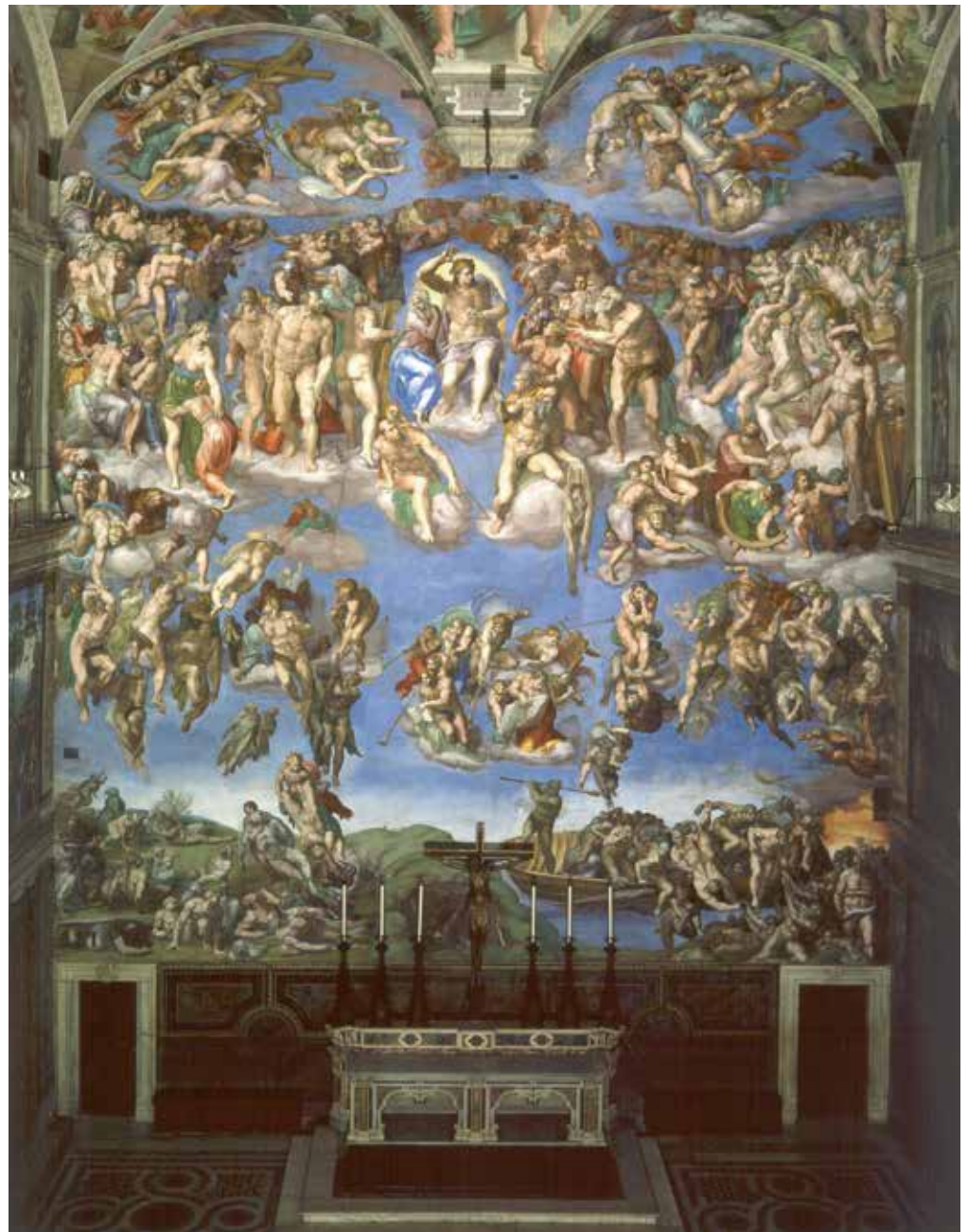
Der Mensch,
aus Sicht der
Zootiere, ist ein
gewalttätiger
Psychopath.
Linus Reichlin, Seite 67

Herausgegeben von Daniel Weber

Michelangelo, Das Jüngste Gericht, 1537–1541 – Wenn es tatsächlich ein Jüngstes Gericht geben sollte, diese sagenumwobene Nacht ohne Morgen, das Harmagedon, dann gnade uns Gott. Wir stünden da als Menschheit, dichtgedrängt, mit hängenden Köpfen, schlechtem Gewissen und mit unendlicher Reue, und in der Mitte säße Jesus, der Weltenrichter, schlechtgelaunt, weil auch er den schlimmsten seiner bisherigen Tage hat, einen Tag, an dem selbst er das Gute nicht mehr auszumachen in der Lage ist, einen Tag, an dem er sich fragt, was zur Hölle schiefgelaufen ist auf Erden und weshalb er so blind war, dem Treiben so lange zuzuschauen.

Es wäre ihm beinahe unmöglich, die Braven von den Bösen zu trennen, die Guten von den Schlechten. Wie, so fragt er sich, soll er die Schuldigen ausmachen, wen in den Himmel schicken, wen in die Hölle? Wenn keiner schuld ist, so sagt er sich, sind alle Schuldige, aber alle kann ich nicht in die ewige Dunkelheit der unendlichen Versenkung schicken und sie dort in elendiglicher Verkrümmung im Kreis gehen lassen. Ein paar könnte er vielleicht, wenn er beide Augen zudrückte, in den Himmel ziehen lassen, aber auch nur, damit der Himmel nicht so leer ist und der einsamste Ort im Universum wird, noch einsamer als eine Kirche mitten in der Nacht.

Er hört die Stimmen der Menschen, die um Vergebung flehen, die rufen, dass sie unschuldig seien, dass sie nicht perfekt seien, dass sie alles getan hätten, um Gottes Werk zu retten, den Müll getrennt, Elektroautos gefahren, auf Plastik verzichtet und später auch auf Fleisch, und sie hätten ihre Ignoranz bekämpft und versucht, zu einem neuen, schöpfungsfreundlichen Bewusstsein zu kommen. Sie hätten Geld gespendet und in ihrer voranschreitenden Verzweiflung sogar gebetet. Das alles hätten sie getan. Der Weltenrichter senkt den Kopf und überlegt. Ob es Sinn macht, nach dieser Nacht es noch einmal Tag werden zu lassen. *Michael Bahnert*



Er hört die Stimmen der Menschen.

Vater aller Fake News

Niemand log fantasievoller und charmanter als der «Lügenbaron» Münchhausen. Nebenbei stand der Reiter auf der Kanonenkugel Pate für alle Stuntmen der Filmgeschichte.

Wolfgang Koydl

Gottfried Bürger: Wunderbare Reisen zu Wasser und zu Lande. Feldzüge und lustige Abenteuer des Freiherrn von Münchhausen. Illustrationen von Gustave Doré. Boer. 140 S., Fr. 44.90

Eigentlich ist die ganze Gegend eine Lügengeschichte. Schön ist sie, keine Frage, mit ihren lichten Wäldern und satten Wiesen. Aber eben vom Namen her zumindest irreführend. Jedenfalls, wenn man sie mit Schweizer Augen betrachtet. Denn Weserbergland tönt, nun ja, gebirgig. Doch hügelig würde es besser beschreiben, dieses wellige Land, dessen höchste Erhebung, der Solling, sich mit Mühe auf 500 Meter streckt. Berge sehen anders aus.

Dies ist die Heimat legendärer und märchenhafter Gestalten. Dornröschen, Schneewittchen und Rapunzel sollen hier gelebt haben. Im benachbarten Hameln trieb der Rattenfänger sein Unwesen, und auch der berühmte Kurpfuscher Doktor Eisenbart, der «die Leut auf seine Art» kurierte, entstammte der Gegend.

Vor allem aber lebte hier jener Mann, den man wohl als grössten und sympathischsten Urahn aller Fake News bezeichnen kann: Hieronymus Carl Friedrich Baron von Münchhausen. Jedes Kind auf der Welt kennt seine erfundenen Geschichten. In über hundert Sprachen wurden sie übersetzt, sechs Millionen Mal verkauft. Dazu kommen zahllose Verfilmungen. So unterschiedliche Disziplinen wie die Mathematik, die Psychologie und der Alpinismus verwenden seinen Namen zur Beschreibung von Zahlen, Syndromen und Methoden.

«Alternative Fakten»

Der Stammsitz des Geschlechts derer von Münchhausen ist der Flecken Bodenwerder im Weserbergland. Hier wurde sein berühmtester Vertreter 1720 geboren, hier lebte er die letzten 47 Jahre seines langen Lebens bis zu seinem Tod im Jahr 1797. Das ist eine lange Zeit für einen Menschen, der bekannt wurde durch seine wundersamen Reisen in aller Herren Länder – «zu Wasser und zu Lande, zu Pferd und

zu Fuss, in Krieg und Frieden, in der Luft», wie der Titel einer der Sammlungen seiner Aufschneidereien lautete.

Schon zu Lebzeiten trugen sie ihm den Spitznamen «Lügenbaron» ein, was ihn zutiefst verärgerte. Denn er beharrte darauf, dass seine Abenteuer keine Märchen waren, sondern

Er beharrte darauf, dass seine Abenteuer keine Märchen waren, sondern eigene Erlebnisse.

eigene Erlebnisse, «alternative Fakten» gewissermassen, wie es ein später amerikanischer Nachkomme formulierte. Genaugenommen war er überhaupt nicht der Urheber jener Geschichten, die unter seinem Namen veröffentlicht wurden. Spätere Herausgeber sahen sie als quasi herrenloses Subjekt und fabulierten munter eigene Schnurren dazu.

Es ist, nebenbei bemerkt, eine Ironie des Schicksals, dass einige Nachkommen des Barons trotz oder wegen des fragwürdigen Rufes ihres Ahnen in schreibenden Berufen reüssierten: Thankmar von Münchhausen als Frankreich-Korrespondent der *Frankfurter Allgemeinen*, Anna von Münchhausen als Textchefin der *Zeit* und der Sachbuchautor Marco von Münchhausen. Immerhin trug sein erstes

Buch den Titel «Die sieben Lügenmärchen von der Arbeit».

Das schlichte Herrenhaus der Freiherren von Münchhausen steht noch so in Bodenwerder wie zu der Zeit, als der alte Freiherr dort kinderlos mit seiner Ehefrau als begüterter Landedelmannt lebte, dessen liebster Zeitvertreib die Jagd war. Jägerlatein lag da nahe, wie es in seine Geschichten Eingang gefunden hat – vom Kirschbaum im Geweih des Hirschen bis zu den Hühnern, die er mit einem einzigen Schuss auf einem abgefeuerten Ladestock hintereinander aufgespiess haben wollte.

Heute ist im früheren Gutshaus das Rathaus von Bodenwerder untergebracht, was Sinn ergibt, da Münchhausen selbst im hohen Alter das Anwesen verlor. Mit über siebzig hatte der Witwer im krassen Anfall eines späten Johannistriebes seine zwanzigjährige Patentochter gefreit. Als sie ihm untreu wurde, reichte er die Scheidung ein. Der dreijährige Prozess ruinierte ihn – seelisch, moralisch und vor allem finanziell.

Tokaier mit dem Sultan

Er selbst zog keinen materiellen Profit aus den Sammlungen seiner Geschichten, die schon zu seinen Lebzeiten Bestseller-Auflagen erreichten. Münchhausen erzählte sie nur – zunächst Freunden und Nachbarn, dann Fremden, die von weit her kamen, um ihn zu hören. Einer von ihnen war der Universalgelehrte Rudolf Erich Raspe, der die Münzen- und Medailiensammlung des Landgrafen Friedrich II. von Hessen-Kassel kuratierte. Leider entwendete Raspe später Münzen aus dieser Sammlung und floh nach London.

Aus Geldnot veröffentlichte er dort die Schnurren und Anekdoten seines ehemaligen Gastgebers, die er in späteren Auflagen noch um eigene frei erfundene oder aus Zeitungen abgeschriebene Geschichten ergänzte. Sie waren auf Englisch verfasst und kamen erst in einer Übersetzung des Dichters Gottfried August Bürger nach Deutschland zurück.

Münchhausen erlebte seine Abenteuer während seiner Zeit als Offizier im Dienste der rus-





«Er wich der Wahrheit niemals aus, das ganze Leben focht er gegen sie»: Münchhausen.

sischen Zarin Anna Iwanowna. Nach St. Petersburg war er mit seinem Landesherrn, Herzog Anton Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel, gekommen. Wie für den Sohn eines kleinadeligen Kavallerieoffiziers üblich, war er mit siebzehn Jahren als Page an den herzoglichen Hof gekommen. Der Herzog war über seine Frau mit Russland verbunden: Kurze Zeit herrschte Grossfürstin Anna Leopoldowna für ihren einjährigen Sohn Iwan sogar als Regentin über das Land, bevor sie von der späteren Zarin Elisabeth entmachtet und zusammen mit ihrem Mann in ein Kloster verbannt wurde.

Das bedeutete indirekt auch das Ende von Münchhausens russischer Laufbahn. Der Dreissigjährige gab sein Offizierspatent als Rittmeister zurück und kehrte in die Heimat zurück. Bis dahin allerdings hatte er sich für Russland in zwei Kriegen geschlagen. Im russisch-österreichischen Krieg gegen das Os-

manische Reich wurde er in der Ukraine an Orten eingesetzt, die auch nun wieder aktuell bedrückende Schlagzeilen machen: Saporsischja etwa oder Asow am gleichnamigen Binnenmeer.

Unter anderem nahm Münchhausen an der Belagerung der türkischen Festung Otschakow an der Mündung des Dnjeprs ins Schwarze Meer teil. Dies soll ihm später die Idee zu dem berühmten Ritt auf der Kanonenkugel gegeben haben, von der aus er das feindliche Lager ausspionierte, bevor er angeblich in der Luft auf eine türkische Kugel umstieg und zu den eigenen Reihen zurückflog, um nicht in feindliche Gefangenschaft zu geraten.

Allerdings rühmte er sich in seinen Erzählungen auch eines freundschaftlichen Umgangs mit dem Sultan in Konstantinopel. Einmal will er ihm binnen Stundenfrist eine Flasche exzellenten Tokaiers aus den Weinkellern der öster-

reichischen Kaiserin Maria Theresia beschafft haben. Dies gelingt mit Hilfe seiner Diener, die über Superkräfte verfügen und Pate gestanden haben könnten für die Comic- und Film-Superhelden der Avengers.

Überhaupt gäbe es den modernen Action-Film kaum ohne Anleihen bei Baron Münchhausen. All die berühmten und die namenlosen Stuntmen können ihn als Vorbild betrachten. Wo Tom Cruise den Burj Khalifa erklettert, band Münchhausen sein Pferd an eine Kirchturmsspitze. Wenn Daniel Craig mit dem Töff über die Dächer von Istanbul brettert, sprang Münchhausen mit dem Pferd durchs Fenster einer rollenden Kutsche. Nicht ohne den Hut zu ziehen. Die Zeiten waren damals höflicher.

Der echte Hieronymus Münchhausen lag nach der Rückkehr aus dem Türkenkrieg in Garnison in Riga, wo er offensichtlich sein Talent als Raconteur, als fesselnder Erzähler entdeckte. Wenig später zog er als frisch ernannter Leutnant in den schwedisch-russischen Krieg von 1741 bis 1743. Es war übrigens einer der letzten Kriege, die das skandinavische Land führte, bevor es sich für neutral erklärte. Erst jetzt, 200 Jahre später, ist Schweden mit der Nato wieder einem Militärbündnis beigetreten.

Vielleicht war es das ereignislose Leben eines Landadeligen in der norddeutschen Provinz, das Münchhausen in die Fantasiewelt flüchten liess. Vielleicht hielt er die Realität für armselig, grau und eng und schuf daher Hunderte bunter Welten, anstatt in einer einzigen eingepfercht zu sein.

Lehrmeister der Wahrheit?

Vielleicht aber war er letztlich sogar ein Lehrmeister der Wahrheit. So sieht es jedenfalls seine Nachfahrin Anna von Münchhausen. Mit seinen Übertreibungen habe er Angeber und Aufschneider «blossstellen, ausstechen» wollen, schrieb sie zum 300. Geburtstag des Urahns. So habe er vor allem junge Soldaten, die sich als Helden aufspielten, demaskieren wollen, indem er ihre Erzählungen mit bizarren Absurditäten übertraf. Andere Zuhörer wiederum habe er dazu anhalten wollen, ihr kritisches Denken einzuschalten: Wer die Mär vom in zwei Teile gehauenen Pferd oder die Story vom eigenen Schopf hörte, sollte mit Vernunft antworten, nicht mit Gutgläubigkeit.

Und wer sagt denn, dass sich Wahrheit nicht hinter der Lüge verbergen kann. «Mendace veritas» schrieb Gustave Doré, der eine Ausgabe der Geschichten illustrierte, als Wahlspruch auf das Münchhausen-Wappen: «Wahrheit durch die Lüge». Nur halb ironisch meinte es der sowjetische Schriftsteller Sigismund Krzyzanowski, der dem Fabulierer ein Denkmal setzte – als Wahrheitsfanatiker: «Er wich der Wahrheit niemals aus, das ganze Leben focht er gegen sie, er parierte Fakten mit Phantasmen, so dass selbst die Wahrheit ihm auswich.»

«Wir sind alle Existenzialisten»

Jürg Altwegg

Vincent von Wroblewsky:

Ad Jean-Paul Sartre. Zur Freiheit verurteilt.
Europäische Verlagsanstalt. 205 S., Fr. 21.90

Man kann sich heute kaum mehr vorstellen, welche Rolle Jean-Paul Sartre nach dem Krieg spielte. Die versehrte Welt entdeckte das absurde Theater, das aus Frankreich kam, und den Existenzialismus. Er war eine Philosophie – und noch viel mehr: ein Lebensgefühl. Sartre verkörperte das moralische Gewissen der Menschheit nach dem faschistischen Sündenfall und dem Bankrott der Zivilisation.

Die Intellektuellen, die sich in ihrer Mehrheit weder als Kollaborateure noch als Helden des Widerstands verhalten hatten, kompensierten ihre Versäumnisse mit dem linken politischen Engagement. Sartre formulierte politische und moralische Imperative, denen er im Krieg nicht gerecht geworden war. Seine Stücke waren vor den deutschen Besatzern inszeniert worden – in einem Theater, das nicht mehr den Namen der jüdischen Schauspielerinnen Sarah Bernhardt tragen durfte. Seine philosophischen Werke des Nachkriegs erschienen mit dem Segen der deutschen Zensur, die auch das Papier bewilligte.

Drei Jahrzehnte lang war Sartre der einflussreichste Intellektuelle. Er engagierte sich in der – von Moskau manipulierten – Friedensbewegung und im Antikolonialismus. Den Nobelpreis für Literatur 1964 lehnte er ab, um kein Komplize irgendeiner Instrumentalisierung zu werden. Als er nach dem Mai 68 die verbotene Zeitschrift *La Cause du peuple* der Maoisten verteilte, verhinderte Staatspräsident de Gaulle seine Verhaftung: «On n'arrête pas Voltaire.»

Mit Sartres Tod 1980 ging eine Epoche zu Ende: die Ära der linken Hegemonie in der Kultur. Ständig erschienen aus dem Nachlass neue Texte. Sartre war ein Schriftsteller der unvollendeten Projekte, der Ideen, Skizzen, Fragmente. Jede Gattung hat er gepflegt: Philosophie, Theater, Roman, Essay, Biografie – und für Juliette Gréco hat er sogar ein Chanson geschrieben, ein Gedicht. Wenn es darum ging, ein militantes Anliegen zu unterstützen, legte er die Manuskripte beiseite. Er war ungemein generös – mit seinem Geld und seiner Zeit.

Philosophie der Emanzipation

Nicht nur mit den posthumen Veröffentlichungen blieb Sartre ein Thema. Lange dauerten die Abrechnungen mit seinen «politischen Irrtümern», auf die er reduziert wurde. Seine beiden grossen Gegenspieler der Epoche verdrängten ihn: Raymond Aron, der politische Philosoph, und der Dichter Albert Camus wur-



Der Veränderung der Welt zugetan: Philosoph Sartre.

den nach der Überwindung des Kommunismus – und ihrem eigenen Tod – zu den intellektuellen Leitsternen der Epoche und der neuen Generation, die den Antitotalitarismus verherrlichte wie die Intellektuellen des Nachkriegs den Exis-

Mit Sartres Tod 1980 ging eine Epoche zu Ende: die Ära der linken Hegemonie in der Kultur.

tenzialismus. Der fundamentalen Beziehung zwischen Camus und Sartre, ihrer Freundschaft im Krieg und dem Bruch danach widmet Vincent von Wroblewsky ein ausführliches Kapitel seines Buchs «Zur Freiheit verurteilt».

Die Konstellation Vincent von Wroblewsky/Jean-Paul Sartre ist ein Glücksfall. Der Autor

wurde 1939 in Frankreich als Sohn einer antifaschistischen Familie deutsch-jüdischer Herkunft geboren. Aufgewachsen ist er in der DDR. Auf diese Zeit geht seine Auseinandersetzung mit Sartre zurück. Er hat von ihm zahlreiche Werke übersetzt und nach der Wiedervereinigung die vorbildliche Sartre-Ausgabe bei Rowohlt betreut. Er ist Präsident der deutschen Sartre-Gesellschaft. Wroblewsky verfügt über ein philosophisches Urteilsvermögen und literarisches Talent, das die Lektüre seiner Essays aus vier Jahrzehnten zum Vergnügen macht.

Es sind Momentaufnahmen, die Sartres Werk als historischen Prozess erschliessen und neue Zusammenhänge eröffnen. Den literarischen Erstling «Der Ekel», der noch vor dem Krieg erschien, liest er im Vergleich mit Michel Houellebecq. Es geht um Einsamkeit und Entfremdung.

Von Wroblewsky führt uns den Roman als frühe Form der *autofiction* vor Augen – der Begriff und die Theorien dazu entstanden dreissig Jahre später – und zeigt seine verblüffende Modernität.

«Der Krieg und Heidegger haben mich auf den rechten Weg gebracht», schrieb Sartre. Diesen Weg zeichnet Vincent von Wroblewsky nach. Im letzten Essay geht es um die Beziehung Sartres zu Brecht und zum Marxismus. Er weist in die Zeit zurück, da Sartre noch an die Revolution – in Kuba – glauben konnte: «In Fidel Castro und Ernesto Che Guevara waren ihm historische Subjekte gegenübergetreten, die für ihn in Übereinstimmung mit den Gedanken standen, die er in der 1960 erschienenen «Kritik der dialektischen Vernunft» entwickelt hatte.»

Nie stand Sartre auf der Seite der Unterdrücker, hält der Autor fest: «Er war der Geschichte, der Veränderung der Welt zugetan.» Von Wroblewsky verweigert sich jeglicher Schwarzweissmalerei. Es gelingt ihm, Sartres Begriff der Freiheit deutlich zu machen. Sein Buch ist ein vielstimmiges Hohelied auf Sartre und erneuert seine Philosophie der Emanzipation, der die Welt nach dem Zweiten Weltkrieg huldigte. Ihre aktuellste Dimension ist das Gegengift zur Regression der Identitären, das in ihr steckt: «Wir sind alle Existenzialisten.»

Wie sollen Kinder regiert werden?

Daniela Niederberger

John Locke: Einige Gedanken über Erziehung. Klett Cotta. 320 S., Fr. 39.90

Wie erziehe ich mein Kind? Ein Dauerthema unter Eltern, schon vor dreihundert Jahren. Damals schrieb der englische Philosoph John Locke einen Ratgeber zum Thema, der zum Bestseller wurde: «Einige Gedanken über Erziehung» («Some Thoughts Concerning Education») erschien 1693 und wurde in ganz Europa gelesen und übersetzt. Vor allem in Deutschland war das Buch ein Grosse Erfolg. Nun ist es neu übersetzt worden, in ein etwas frischeres Deutsch.

Was hat sich bewährt, was ist veraltet? Ein kurzes Fazit vorweg: Das Buch ist erstaunlich modern. John Locke war ein gescheiter Kopf an der Schnittstelle zwischen klassischem Gelehrtentum und neuem Wissen. Er hatte in Oxford alte Sprachen studiert und Vorlesungen zur Medizin besucht. Später war er Leibarzt und Hauslehrer in grossbürgerlichen Haushalten. Berühmt wurde er durch seine Schriften zur politischen Philosophie, ehe er sein Erziehungsbuch veröffentlichte. Das Grundgerüst des Buchs besteht aus den Briefen, die er an Mary Clarke und deren Ehemann Edward schrieb und in denen er Erziehungsratschläge gab. Locke war

Tutor der drei Clarke-Kinder gewesen, bevor er für einige Jahre ins niederländische Exil musste (ein früherer Arbeitgeber, Lord Ashley, war an einer Intrige gegen den König beteiligt).

Und so, wie er in den Niederlanden freundlich aufgenommen wurde, so sollte es mit Kindern sein. Sie seien wie «Reisende, die soeben in einem unbekanntem Land angelangt sind, von dem sie nichts wissen». «Glücklich sind die, welche höflichen Leuten begegnen, die sich

«Je eher Ihr Euren Sohn als Mann behandelt, desto eher wird er anfangen, einer zu sein.»

ihrer Unwissenheit annehmen und ihnen aus dieser heraushelfen.» Das richtige Erziehen ist für Locke nicht eine Aufgabe, die sich nebenbei erledigen lässt. Sie ist «ein bedeutender Auftrag», denn «Wohlfahrt und Reichtum der Nation hängen so sehr davon ab». Schliesslich seien sie «neun Zehntel das, was sie sind (gut oder böse, nützlich oder nicht), ihrer Erziehung wegen».

«Das grosse Prinzip, die Grundlage aller Tugend, liegt darin, dass ein Mann es versteht, sich sein Begehren zu versagen [...] und alleine dem folgt, was die Vernunft als Bestes angibt.» Das sei ein grosser Fehler bei der Erziehung der Kinder: dass der Geist nicht lernen muss, der Disziplin zu gehorchen. Heute würde man von Impulskontrolle reden.

Das tönt streng und freudlos, doch so ist es nicht. Es geht Locke darum, dass die Kleinen nicht von übermässig liebenden Müttern und törichtem Hauspersonal verwöhnt werden und Weintrauben oder Pflaumen oder noch mehr Spielsachen bekommen müssen, «sobald sie sich das in den Kopf gesetzt haben». Locke hat mit seinen Erziehungstipps den Sohn eines Gentlemans im Auge, Töchter sind mitgemeint, wo es Sinn macht.

Auch Belohnungen taugen nicht

Aber er schreibt auch: Mit Kindern muss man sanft umgehen, sie müssen spielen und Spielzeug haben. Letzteres könnten sie sich aber selber machen aus allem Möglichem. Die Steiner-Schulen lassen grüssen.

Wie bringt man Kinder dazu, zu gehorchen und zu lernen? «Der übliche faule und kurze Weg mit der Rute [...] ist der am wenigsten geeignete in der Erziehung», schreibt er. Schläge, Beschimpfen und Verhöhnern bewirken bloss Widerwillen. Auch produziert zu grosse Strenge «zahnlose Kinder, die keine Mühe machen», aber selten grosse Männer abgeben.

Auch Belohnungen taugen nicht. «Wenn man die Rute fortnimmt und kleine Ermunterungen: Wie sollen Kinder denn dann überhaupt noch regiert werden?», fragt er rhetorisch. Mit Wertschätzung und Anerkennung.

Ausserdem sollten sie in ihrer «unschuldigen Narrheit» und ihren Spielen «völlig frei und ungezügelt» bleiben, «Lärm und das Hin und Her des Spiels» dürften nicht bestraft werden. So würden die Kinder viel unangebrachter Strafe entgehen. Locke kritisiert überflüssige Anordnungen und zu viele Regeln, die sie oft gar nicht begriffen. Und gebe es wirklich einmal etwas zu tadeln, dann solle man das privat tun, in nüchternen und leidenschaftslosen Worten.

Locke war Hauslehrer, und als solcher erkannte er, dass man Schüler nicht zu etwas zwingen kann, «wenn sie nicht dazu gestimmt sind». Dann plagen sie sich und ermüden ohne Zweck. Man muss die Stimmungen der Kinder beobachten und sie für die Materie begeistern. Oder ein Spiel aus dem Lernen machen. Locke hat das «spielerische Lernen» erfunden.



«Völlig frei und ungezügelt».

Eltern von Teenagern rät er: «Je eher Ihr Euren Sohn als Mann behandelt, desto eher wird er anfangen, einer zu sein.» Man solle mit Heranwachsenden vertraut reden, «als Freund von grösserer Erfahrung». «Mengt in Eure Ratschläge nichts von Befehl und Autorität.» Als Arzt empfiehlt Locke eine Ernährung mit Vollkornbrot, Müesli, wenig Fleisch und Salz, kein Zucker.

Man liest das Buch heute noch mit echtem Gewinn. Als Bonus bietet es einen Einblick in das Alltagsleben des 17. Jahrhunderts. Es wird das Übel der Dienstboten beklagt, von welchen die Kinder eine verderbte Sprache lernten. Es werden die Nachteile von Internaten erörtert und ob Fechten ein schlauer Sport sei. Auch fragt Locke, ob die obligate Europareise zwischen sechzehn und zwanzig Jahren wirklich etwas bringe – ausser Anekdoten von Abstürzen. Heute wäre dies der Flug nach Mykonos oder Benidorm.



Lange, düstere Nächte: «Hermitage» in St. Petersburg.

Korruption als Kompass

Wolfram Knorr

G. D. Abson: Tod in weissen Nächten.
Rowohlt, 2021. 448 S., Fr. 18.90

G. D. Abson: Blutrot ist das Schweigen.
Rowohlt. 432 S., Fr. 19.90

Sie kommt zur richtigen Zeit: die St. Petersburger Kommissarin Natalja Iwanowa. Russland ist «in», im negativen Sinn. Krieg, Giftmorde, mysteriöse Todesfälle – das ganze Paket des Kalten Kriegs ist wieder aufgeschnürt, mit dem eingegrauten Alltag bis hin zu den Typen, die in den schwarzen Wolgas hinter beschlagenen Scheiben sitzen. Und zu diesem Russland-Klischee gehört auch der Frost, am besten knirschender Schnee unter den Stiefeln.

Auch wenn mal Sommer angesagt ist, sind die Nächte lang und düster, jedenfalls in St. Petersburg, wo Natalja gegen alle Widerstände ermittelt. Eine starke Frau im besten Alter, zwischen Anpassung und Widerstand lavierend, mit einem Major der Ermittlungsbehörde verheiratet, der auf Beförderung hofft, die nie eintritt, und einen Sohn aus erster Ehe in die Beziehung gebracht hat.

Korruption ist die einzig wirkliche Konstante, der einzige reale Kompass, der einen sicher durch Leben und Karriere führt. Natalja hasst das. Aber das obligate Schmiergeld war nötig, ihrem Stiefsohn mit seinen miesen Noten das

Abitur und einen Platz an der Uni zu sichern. Die Iwanowas haben eine (zu) stattliche Wohnung in bester Lage, gemessen an beider Lohn. Da die herrschende Schicht sich selbst dieser Praxis bedient, sieht man grosszügig darüber hinweg und hat zugleich ein Druckmittel, falls die Iwanowas aus der Reihe tanzen sollten.

Und Natalja tanzt gern – was die Steuerbehörde, mit dem Geheimdienst FSB verhandelt, dann zur «Wohnungsfrage» veranlasst. Darin liegt Nataljas Dilemma. Sie liebt ihre Arbeit und möchte, angesichts der lausigen Aufklärungsquote bei Raub- und Mordfällen, nicht zu den Mitläufern hemmungsloser Manipulationen gehören. Sie hat noch eine Berufsethik, die ständig mit der Wirklichkeit kollidiert. Natalja Iwanowa, die Kreation des britischen Autors G. D. Abson, eines Russlandkenners, ist eine Mischung aus *whodunit*- und Politthriller-Detektivin. Seit Absons Debüt «Tod in weissen Nächten» zählt er zu den Aufsteigern innerhalb einer angloamerikanischen

*G. D. Abson spielt mit den
Russland-Klischees und unterläuft
sie zugleich immer wieder.*

Thriller-Tradition, die gerne den Humus autoritärer (man könnte auch sagen «exotischer») Gesellschaften beackern. Russland übt da seit je einen besonderen Reiz aus.

Autoren wie Joel C. Rosenberg («Die Kreml-Intrige»), Jason Matthews («Red Sparrow») und vor allem Martin Cruz Smith («Gorki Park») haben einen besonderen Suspense-Reiz aus

derartigen Konstellationen gefiltert. John le Carré hatte mit «Der Spion, der aus der Kälte kam» die «Stimmungsvorlage» geliefert. Die Lust an leicht verstiegenen Plots, dem Schauer, den das Bedrückende, das Klaustrophobische auslöst, verbunden mit lebendigen Charakteren, potenziert den erzählerischen Reiz. Mit Natalja ist das Abson bestens gelungen; er spielt mit den Russland-Klischees und unterläuft sie zugleich immer wieder.

In «Tod in weissen Nächten» verschwindet eine schwedische Studentin. Nichts allzu Weltbewegendes, doch auf Natalja wird Druck gemacht, bis sie herausbekommt, dass der Vater der Studentin stinkreich ist und enge Beziehungen zu St. Petersburger Mafiagrößen hat. Um abzulenken, werden unzuverlässige Zeugen rangeschafft, die für eine bequeme Lösung des Falls sorgen. Für Natalja ergibt das keinen Sinn – und so gefährdet sie sich, ihren Mann, ihre Wohnung.

In «Blutrot ist das Schweigen» geht es um eine politische Protestgruppe und einen Mord, der tief ins Gestrüpp der Korruption führt, wo selbst Natalja im Unterholz hängen zu bleiben droht. Wunderbar sind die Gespräche zwischen Natalja und ihrem Chef Dostojnow. Mit watteweichem Gleichmut erwähnt er die Steuerbehörde, die grundsätzlich ja ein Auge zudrücke, aber manchmal interessiere sie sich für irritierende Wohnverhältnisse ... Von solch fiesen Piranhabissen leben Absons Thriller: Sie bringen Natalja auf Linie und ihren Mann in Schwulitäten, während Dostojnow befördert wird.

Zwei Narren in Erzähllaune

Sylvie-Sophie Schindler

Peter Handke: Zwiegespräch.
Suhrkamp. 72 S., Fr. 27.90

Wie kommt der Mensch eigentlich zu seinen Geschichten? Leben wir bereits auf eine Weise, sozusagen in einer Art «vorausgehendem Gehorsam», damit wir später davon erzählen können? Für Antoine Roquentin, den Sonderling aus Jean-Paul Sartres erstem Roman «Der Ekel», gibt es daran keinen Zweifel. Demgemäss treibt sich der Homo sapiens selbst in die Geschichten hinein, weil er, zugleich Homo narrans, erzählen muss.

Allein: Was geschieht dadurch? «Erzählt man aber das Leben, dann ist alles anders, nur bemerkt es keiner», grübelt Antoine Roquentin weiter. Erlebnisse kommen dann in eine Ordnung, in eine Dramaturgie, die das Leben überhaupt nicht hergibt. Denn: «Solange man lebt, passiert nichts.» Und immer ist der Zweifel da: «Als ob es wahre Geschichten geben könnten!»

Man kann sich schon allein deshalb nicht an das halten, was tatsächlich geschehen ist, weil man, sobald man erzählt, selektiert, wer-

Bei Handke wird man auf der Suche nach Sicherheiten ohnehin nicht fündig.

tet, gewichtet: Narration ist Reduktion. Nun ist es eine Kunst, die in ihrer Vollendung nur wenige so beherrschen, dass dadurch nichts verlorenght. Sondern eine Verdichtung entsteht, die zum Wesentlichen vordringt – und zugleich das Poetische gebiert. Peter Handke kann das. Und er hat wieder einmal etwas aufgeschrieben.

Wohnstatt im Ungewissen

«Zwiegespräche» heisst das schmale Bändchen; es dokumentiert den Dialog zweier Männer, die sich etwas zu erzählen haben. Was so unaufgeregt klingt, ist es auch – und doch wieder nicht. Denn in diesem Mikrokosmos offenbart sich makrokosmisches Staunen und Lauschen.

Da sind also, so bezeichnen sie sich selbst, «zwei Narren» in Erzähllaune. Der eine erliegt seinen Erinnerungen an das Theater, an den Ort, an die Kulisse, der andere ergründet das Grossvatersyndrom, misstraut den Grossvaterverklärungsgeschichten, in die Enkel sich flüchten. Nicht Dringlichkeit treibt die beiden, auch kein faustischer Erkenntnisdrang; vielmehr geht es darum, den Dialog

als Spiel zu betreiben. Ja, als Spiel. Handke gibt auch hier – wie gut das tut – den Unzeitgemässen. Enden doch heutzutage Dialoge oft in verbissenen Wortgefechten; die Gesichter verhärtet, die Stimmen schrill.

Gewidmet ist das literarisch verzaubernde Büchlein den beiden Schauspiel-Granden Otto Sander und Bruno Ganz. Künstlerische Weggefährten, denen Handke bereits mit seiner Drehbuchbeteiligung beim Wim-Wenders-Film «Der Himmel über Berlin» Worte in den Mund legte. Sind also sie die «Narren», die den Dialog führen? Oder sind es die diversen Ichs des Schreibenden? Ist es überhaupt wichtig, das zu ergründen?

Bei Handke wird man auf der Suche nach Sicherheiten ohnehin nicht fündig, sein Erzählen bietet Wohnstatt im Ungewissen: «Eine

Wir fördern das
«Lesen ohne
Stromverbrauch»!

SHELLENBERGGRUPPE
+41 44 953 11 11
schellenberggruppe.ch

Antwort: Das wäre ja noch schöner.» Nein, die Welt ist noch längst nicht erschlossen. «Kaum möglich, für alle diese «Was ist das denn?» eine Bezeichnung zu finden», befindet einer der Erzähler.

Beide Männer sind betagt, das bleibt nicht verborgen. Doch gerade sie sind es, die sich aufs Kindsein verstehen. Gemäss der dritten Verwandlung des Geistes, die Friedrich Nietzsches Zarathustra beschreibt: «Unschuld ist das Kind und Vergessen, ein Neubeginnen, ein Spiel, ein aus sich rollendes Rad, eine erste Bewegung, ein heiliges Jasagen.» Und was noch ist das Kind? Allem voran: ein Träger von Hoffnung.

Und so muss auch der «narrische» Dialog in Zuversicht münden: «Komme eine Zeit, da das Wünschen wieder helfen wird? – Ja, komme sie!»



Die Bibel Geist und Fleisch

Der Geist ist willig, das Fleisch aber ist schwach (Matthäus 26, 41b). – Jesus hatte kurz vor seiner Verhaftung den Garten Getsemani unweit von Jerusalem aufgesucht und fiel dort in tiefe Betrübnis. Er entfernte sich von den Jüngern, um zu beten. Von ihnen erwartete er Wachsamkeit und Beistand. Doch als er zurückkam, schiefen sie. Er nahm an, dass es ihnen nicht am guten Willen fehlte, wohl aber an der Kraft, danach zu handeln. Und sagte die obigen Worte. Mit Fleisch meint die Bibel nicht so sehr den Stoff, aus dem Menschen und Tiere gemacht sind. Der Begriff dient vielmehr als Hinweis auf die Hinfälligkeit des menschlichen Wesens. Er bezieht sich keineswegs nur auf die Sexualität. Der Prophet Jeremia nennt beispielsweise das Vertrauen auf die menschlichen – anstatt auf die göttlichen – Kräfte fleischlich (Jer. 17, 5). Nicht nur das Materielle ist unzuverlässig, auch die inneren Werte und Motive sind es. Die Jünger Jesu und damit alle Christen leben im Fleisch und haben keinen Grund zum Hochmut. Ihr Gedeihen verdanken sie Gott.

Die edlen Ziele unserer Zeit sind durchwegs fleischlich: Klimarettung, Artenschutz, Epidemiebekämpfung, Entwicklungshilfe, Wirtschaftsförderung, Pazifismus. Das ist wohl auch der Grund, weshalb sie unter Druck in ihr Gegenteil umschlagen. Wir meinen, alles in den Griff zu bekommen. Anstatt aus den Verschlimmerungen zu lernen, setzen wir noch eins drauf: mehr Verschuldung gegen die Teuerung, mehr CO₂-Ausstoss durch weniger Atomkraft, mehr Naturkillerei durch alternative Energien, mehr Krieg durch Abrüstung, mehr Armut durch Umverteilung.

Die Früchte des Geistes könnten wachsen, wenn die Menschen der frontalen Wirkung der Krise und der Preise ausgesetzt wären. Dann könnte jedes Individuum sein Verhalten anpassen und neues Vertrauen in die Zukunft entwickeln.

Peter Ruch

Aufregung, Anregung, Vergnügen

Viele kennen ihre «Nanas»: bunte, heitere Skulpturen von voluminösen Frauenwesen. Niki de Saint Phalles mitreissendes Werk hat aber noch ganz andere Facetten.

Angelika Maass

Niki de Saint Phalle: Kunsthaus Zürich.
Bis 8. Januar 2023. Katalog: Hatje Cantz.
240 S., Fr. 48.–

Was für eine explosive, bewegte und bewegende Ausstellung! Rund hundert Werke aus allen Schaffensphasen, von der kleinen Assemblage, die in einer Hand Platz fände, bis zur überlebensgrossen Skulptur; von frühen Ölgemälden wie «Joue avec moi» (Spiel mit mir, 1955), in dem selbst die Häuser ins Wanken geraten, bis zu den im Jahr vor ihrem Tod entstandenen Lithografien, die das lockere Waffenrecht der USA thematisieren, das Recht auf Abtreibung oder die globale Erwärmung: «Niki de Saint Phalle» im Kunsthaus Zürich zeigt eine repräsentative, überschaubare Auswahl aus dem mitreissenden Schaffen der 1930 als Catherine Marie-Agnès Fal de Saint Phalle bei Paris geborenen und 2002 in San Diego verstorbenen Künstlerin.

Körperlichkeit als Thema

Wer vor allem die heiteren, popartigen bunten «Nanas» kennt, die als bauch-, brust- und gesässbetonte selbstbestimmte Frauenwesen besonders gern im öffentlichen Raum auftreten, wird überrascht sein, wie vielseitig die Autodidaktin ist, wie facettenreich ihr Werk. Wie viel sie bereits als junge Frau zu sagen hatte, gerade auch als Performerin, wie zeitgemäss sie war und ist. Wie frisch und modern

*«Ich wurde Künstler,
weil es für mich
keine Alternative gab.»*

und bis heute wirksam ihre Kunst erscheint, wie stark und aktuell sich eines ihrer grossen Themen, das Thema Körperlichkeit, erweist. Überhaupt: wie direkt uns die Kunst Niki de

Saint Phalles anspricht, wie sehr der Mensch, der diese Kunst geschaffen hat, sich vollständig und stark einbringt.

Hausherr Christoph Becker, der sich mit der von ihm kuratierten Schau nach 22 Jahren vom Kunsthaus Zürich verabschiedet, hat nicht zu viel versprochen, als er vor Monaten und nun erneut «ein buntes, vielseitiges Sehvergnügen



«Ohne Attitüde und Arroganz»: Niki de Saint Phalle 1969.

für alle Generationen» ankündigte. Denn ihre «Kunst ist ohne Attitüde und Arroganz, und niemand kann sich ihr entziehen». Schon lange fasziniert von de Saint Phalle, die er noch immer für unterschätzt hält, schreibt Becker mit Blick auf das so wichtige Zusammenspiel von Kunst und Publikum: «Wer könnte uns besser zu Komplizinnen und Komplizen machen als die unvergleichliche Niki de Saint Phalle? – Aufregung, Anregung, Vergnügen!»

Als Besucher der Ausstellung hält man sich am besten an den vorgeschlagenen Rundgang, der durch den grosszügigen Bühler-Saal mäandert und Einzelbegegnungen, Zu-

sammenschau und Durchblicke ermöglicht. Er beginnt beim Frühwerk und lässt zuletzt viel Raum für die zweieinhalb Meter hohe «Schwarze Mosaik-Nana» (1999), die für die Zürcher Schau vom Sockel im Skulpturenpark des Forums Würth in Chur gestiegen ist. Und ja, bis dorthin sollte man sich genügend Zeit lassen, denn die Anfänge sind so wichtig für alles, was folgt.

Schloss des Monsters

Unruhiges Leben, beunruhigende Kunst. Eines der ältesten Werke in der Zürcher Ausstellung ist «Das Schloss des Monsters und der Braut (Die verschlungene Hochzeit)», ein grosses Gemälde, figurativ, ornamental, leuchtende Farben auf dunklem Grund, um 1955 entstanden. Zu der Zeit ist Niki, wie die Tochter eines französischen Aristokraten und einer Amerikanerin seit ihrem Wegzug aus Frankreich genannt wird, verheiratet, Mutter zweier Kinder und hat, aufgewachsen in New York, dem gehobenen Milieu ihrer Jugend längst den Rücken gekehrt. Seit 1952 lebt die junge Familie, immer wieder unterwegs, in Paris. Dann, 1953: Nervenzusammenbruch, Klinikaufenthalt – da, so sagt sie später, war die Kunst «Erlösung und Notwendigkeit» für sie. «Ich wurde Künstler, weil es für mich keine Alternative gab.»

Was es mit dem «Schloss des Monsters und der Braut» auf sich hat, lässt sich nur erahnen. Ist es eine Vision der ganz am Rand stehenden Braut, die sich im Zentrum des Schlosses mit Gartenanlage und schützenden(?)/drohenden(?) Schlangen, mit Wohn-, Bade- oder Musikzimmer als Gebärende sieht, wobei ihr schwarzes Kind nicht viel kleiner ist als das nicht ganz so schwarze böse Teufelchen über ihr? Wo ist das Monster? Etwa in dem flammenden «Vogelgebilde» über dem zustechenden Teufelchen? Oder steckt es untergründig in dem, was nach einem Wort de Saint Phalles



Komplexer, als man dachte: «Die Körperpflege» (1978), «Rote Nana Beine in der Luft» (um 1968).

auf die Braut wartet: «Die Ehe ist der Tod des Individuums»?

Dem Motiv der Braut begegnet man in der Ausstellung mehrfach. Gleich nebenan, auch das ein Grossformat, im «Altar der Frauen» (1964). Im Zentrum die hohläugige Braut mit dem Herz Jesu in der offenen Brust, links flankiert von einer aus Spielzeugen, Fundgegenständen und vielem anderen zusammengesetzten und mit etwas Baumartigem verbundenen Gebärenden. Von rechts kommen über städtischer Kulisse dunkle Kampfflugzeuge und ein blutrotes Ungeheuer – auch das, typisch für de Saint Phalles Werke jener Jahre, aus verschiedensten Alltags- und Wegwerfobjekten komponiert – der Braut bedrohlich nahe.

Persönlicher Feminismus

Nur wenig älter als der «Altar» ist das phänomenale, über sechs Meter breite, dreidimensionale Bild «King-Kong», ein ebenso grossartiger wie monströs aufgeladener Lebensfries in Weiss, von Schwarz verwundet. Die Künstlerin zählt es rückblickend zu ihren wichtigsten Werken. Alles ist da, von der Geburt bis zum Tod, Paradiesisches und Höllisches, innere und äussere Dämonen, neben der Braut der Bräutigam mit der Krone auf dem Totenkopfschädel, der Krieg

und seine Macher – und damit verbunden die Kritik an den bestehenden (männlich dominierten) Machtverhältnissen, politisch, gesellschaftlich, religiös.

«King-Kong» hat auch nach sechs Jahrzehnten nichts von seiner Aktualität verloren. Dass es in die Reihe der «Schliessbilder» gehört,

Alles ist da, von der Geburt bis zum Tod, Paradiesisches und Höllisches, innere und äussere Dämonen.

mit denen Niki de Saint Phalle in ihren wilden Jahren auch als Aktionskünstlerin Furore macht – die Zürcher Schau zeigt es eindrücklich mit Exponaten und Filmaufnahmen –, sei nur am Rande erwähnt. Ein vielschichtiges Thema, von dem aus, so anders geartet sie erscheinen mögen, man sich zu den berühmten «Nana»-Figuren und ihren gar nicht harmlosen Verwandten hindenken kann, die unter anderem de Saint Phalles sehr persönlichen Feminismus verkörpern. «Les Nanas au pouvoir» wird es bald heissen. Wir, die Besucherinnen und Besucher der Ausstellung, haben vielleicht noch Nikis Stimme im Ohr, die in einem Filmausschnitt zu hören ist: Frauen würden die

Welt nicht nur besser lenken – wenn Frauen und Schwarze zusammenspannen würden, könnten sie die Welt zum Besseren verändern.

Die monumentalste der «Nana»-Figuren entstand bald nach den ersten, durch die Schwangerschaft einer Freundin inspirierten «Nanas»: die riesige, begehbare Plastik «Hon» («Sie»), die 1966 im Moderna Museet in Stockholm zur Sensation wurde, indem sie das Publikum durch ihre Vagina ins Innere und zur physischen Teilnahme am Werk lockte. Da war die Künstlerin längst mit Jean Tinguely verbunden, der auch später zusammen mit anderen dazu beitrug, ihre Modelle ins ganz Grosse zu übertragen.

Viele der für Aussenbereiche erfundenen Grossfiguren und Gruppen sind hier im Modell oder in Bildzeugnissen präsent und lassen die Magie aufblitzen, die in Nikis real gewordenen Traumwelten, allen voran dem «Tarotgarten» in Italien, wahrhaft ein «Dialog zwischen Natur, Mensch und Skulptur», seit 1998 Gross und Klein verzaubert.

Am Ende der Ausstellung weiss man: Die Welt der Niki de Saint Phalle, dieser schönen, schmalen, verletzlichen und vielseitig engagierten Powerfrau, ist komplexer, als man dachte.

Bei den Gorillas versteht es sich von selbst, aber auch ein ausgewachsener Schimpanse macht aus einem Menschen ohne Feuerwaffe Kleinholz. Noch schlimmer sind Hyänen, und man unterschätze nicht die Reisszähne der Paviane, den Furor der Elche, die geballte Kraft der Eber und deren Kampftaktik, den Gegner mit ihren Hauern seitlich aufzuschlitzen wie eine Konservendose.

All diese Tiere konnten wir zum Zwecke der Besichtigung erst einsperren, nachdem wir über Explosionsgeschosse verfügten, mit denen wir eine Tigermutter abknallten, um ihre Jungen gefahrlos einzufangen. Das war früher im Wesentlichen das Prinzip der Akquise neuer Tiere für Zoos: Die erwachsenen Tiere abknallen und die Jungen in Kisten nach Europa in die Zoos schicken. Nach der Einführung von Betäubungsgewehren konnte man auch mal ein erwachsenes Nashorn nach Europa verfrachten oder ein voll im Wuchs stehendes Schimpansenmännchen.

Jeder Zoo zeugt also in erster Linie von der Überlegenheit menschlicher Fernwaffen über die «angeborenen» Waffen der im Zoo ausgestellten Tiere. Es handelte sich um einen Krieg, und der Mensch hat ihn gewonnen. Deshalb befindet sich die Sumatra-Tigerin Mayang auf der einen Seite der Vergitterung, und ich als Besucher befinde mich auf der anderen, von wo aus ich nach der Besichtigung von Mayang wieder in die Freiheit wandeln kann – während Mayang für immer in den künstlichen Felsen bleibt, die man für sie hingestellt hat.

Während man nun vom Tigergehege zu anderen Gehegen des Berliner Zoos spaziert, wiederholt sich alles: Man begegnet lauter Kriegsverlierern. Kamelen, Papageien, Klapperschlangen, Elefanten, tropischen Fischen – die Liste ist sehr lang. Und mit der Zeit merkt man, dass auf der einen Seite der Gehege unglaublich viele Spezies gefangen gehalten werden, während auf der anderen Seite, jenseits der Gitter, Gräben und des Panzerglases nur eine Spezies in Freiheit lebt: eben der Mensch. Und nun erkennt man, dass die Intelligenz des Menschen, seine Fantasie, seine wissenschaftliche Neugier und Kreativität nur ihm selbst zugutekommen, nur seiner eigenen Spezies. Für alle anderen Tierarten hingegen ist das, was wir an uns selbst so schätzen, nur eine Form der Gewalt, wenn nicht des Wahnsinns.

Der Mensch, aus Sicht der Zootiere, ist ein gewalttätiger Psychopath. Dieser etwas bedrückende Gedanken könnte einem fast den Zoobesuch verderben, wären da nicht die vielen Pfauen. Sie laufen völlig frei auf dem Zoogelände umher, damit der nachdenklich gewordene Besucher seinen Glauben an die Menschheit zurückgewinnt und sich sagt: «Da sieht man es doch! Diese Pfauen sind freiwillig hier! Und gottlob gibt es Käfige, sonst würden sie von der Tigerin Mayang gefressen werden!»



So schlimm? Victoria's-Secret-Model.

Serie Todsünde Sexyness

Benjamin Bögli

Victoria's Secret: Angels and Demons
(USA 2022): 3 Folgen à ca. 58 Min.
Abrufbar auf Hulu oder Disney+ (USA)

Dokumentationen auf amerikanischen Streaming-Diensten funktionieren zu oft nach demselben Muster: In den ersten paar Minuten werden einem in wirkungsvoll konfektionierten Häppchen die wildesten Zitate, die dramatischsten Bilder gezeigt; Leute mit betroffenen Gesichtern und noch ernsteren Stimmen sprechen von Missständen und Skandalen; als Zuschauer wähnt man sich auf Nadeln, unmittel-

Bei Victoria's Secret habe sie die «wundervollste Zeit überhaupt gehabt», sagt Heidi Klum.

bar vor der Enthüllung des Jahrhunderts; und dann passiert ... wenig bis nichts. Fortan mangelt es an überzeugenden neuen Fakten.

Serien wie «Seduced: Inside the NXIVM Cult» über den verurteilten Sektenführer Keith Raniere, «Jeffrey Epstein: Filthy Rich» über den angeklagten, im Gefängnis zu Tode gekommenen Financier oder «Trainwreck Woodstock '99» über das aus dem Ruder gelaufene Festival liefen nach diesem Schema ab. Es blieb bei durchdesignten, juristisch abgesicherten moralisierenden Behauptungen, die, wenig

Substanzielles hinterliessen. In «Victoria's Secret: Angels and Demons» wird das berühmte Unterwäsche-Unternehmen mit derselben Taktik auseinandergenommen.

Man hat das Gefühl, das passiere einfach deswegen, weil alles, was nicht haargenau dem heutigen #MeToo-Massstab entspricht, grundsätzlich des Teufels ist. Die Todsünde: Victoria's Secret war lange Zeit nicht bloss unheimlich erfolgreich, sondern auch sexy. Und natürlich zogen im Hintergrund böse alte weisse Männer die Fäden – so der Tenor der Serie –, allen voran L-Brands-Chef Les Wexner aus Ohio. Dieser zimmerte aus dem 1977 gegründeten Lingerie-Betrieb ein Milliardenunternehmen, mit Models, die Schlange

standen, um bei den berühmten Modeschauen von Victoria's Secret mit Engelsflügeln, sonst aber nur leicht bekleidet, über den Laufsteg zu huschen. Stars wie Gisele Bündchen, Tyra Banks oder Heidi Klum liefen für Victoria's Secret auf.

Dünne Beweislage, Klums Begeisterung

In der Serie wird nun angestrengt eine unheilige Allianz von Wexner mit Jeffrey Epstein und dessen Mädchen-Händlerring hergestellt. Irgendwann sagt das weniger bekannte Model Alicia Arden, es habe in den neunziger Jahren eine Klage gegen Epstein eingereicht, weil sich dieser als Rekrutierer von Victoria's Secret ausgegeben und Arden an den Po gefasst habe. Abgesehen davon ist die Faktenlage, die eine verbrecherische Verbindung zwischen Victoria's Secret und Epstein nachweisen würde, sehr dünn. Es bleibt beim effektvollen Insinuieren.

Die erwähnten berühmten Models, deren Aussagen bedeutend mehr Gewicht hätten, äussern sich in der Serie nicht. Im Gegenteil. Kurz nach der Veröffentlichung der Serie im Juli sprach *Variety* Heidi Klum, die ab den neunziger Jahren lange für Victoria's Secret tätig war, auf «Angels and Demons» an. Die Model-Ikone und erfolgreiche Geschäftsfrau sprach von einer «langweiligen Serie», von deren Machern auch sie angefragt worden sei. Sie habe geantwortet: «Wenn Sie jemanden für eine negative Story suchen, sind Sie bei mir an der falschen Adresse.» Bei Victoria's Secret habe sie die «beste, wundervollste Zeit überhaupt gehabt». Sie habe sich wie in einer Familie gefühlt, die Welt bereisen können und habe die besten Freundinnen gefunden: «Alessandra, Tyra, Adriana, Gisele – das sind meine Girls!» Davon ist in der Serie herzlich wenig die Rede.

Nachruf

Jean-Luc Godard (1930–2022)

Wolfram Knorr

Die sarkastische Fantasie, mit der Jean-Luc Godard die Welt in Bilder und Töne, in Gesten, Wörter und Halbsätze zerhackte, diese Intellektuellenfantasie funktionierte virtuos. «Ich bin eine Legende», sagte der Avantgardist des Kinos über sich, als er sich 1980 nach langer Abstinenz mit «Sauve qui peut (la vie)» zurückmeldete. Ein Jahrzehnt lang war er, nach einem schweren Motorradunfall, in ein Schweizer Video-Studio abgetaucht, aus dem er sich als provokanter Querkopf mit verquerten Experimenten («Numéro deux») bemerkbar machte.

Diese Ikone des Films, die von «A bout de souffle» (1960), «Le Mépris» (1963) und «Week-end» (1967) bis «Détective» (1985) und «Film Socialisme» (2010) ein schillerndes Œuvre schuf, betrat für die einen kühn Neuland, für andere eröffnete er einen betörenden Assoziations-Tummelplatz, für Dritte war er unverständlich.

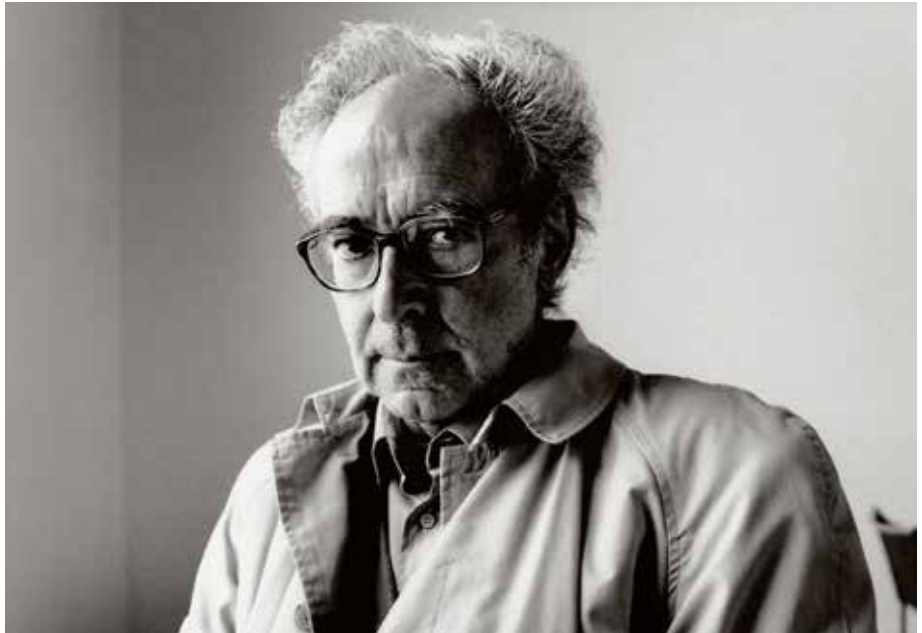
Einmal hat Godard bekannt, den Weg zum Film habe er nur über seine schwierige Beziehung zur Wirklichkeit hergestellt. Die Kamera sei Schutz und Instrument gewesen, die Realität auf Distanz zu halten und sich ihr gleichzeitig nähern zu können. Es lohne sich, hat er deshalb gerne gescherzt, Filmregisseur zu werden, weil man dann umstandslos an schöne Frauen komme. Seine Kollegen verspottete er, weil sie das nicht zugeben wollten.

Kalkulierte Irritation

Als «Jungtürken» begannen Godard und Co. in den 1950er Jahren, mit der Zange der Filmkritik das Wesen der Filme aufzubrechen. «A bout de souffle», nach einem Drehbuch von François Truffaut, entsprach diesem Geist. Die Räuberpistole machte schlagartig Furore, und die Nouvelle Vague war in aller Munde. Godard drehte innerhalb der nächsten vier Jahre sechs Filme, von denen für mich «Band à part» (1964) die «kleine Nachtmusik» in Godards Œuvre ist, ein charmant leichtfüssiges Kleinod, das nie gealtert ist. Unvergesslich bleiben der Tanz im

Von Godard stammt die Behauptung: «Kino, das ist die Wahrheit 24-mal in der Sekunde.»

Bistro mit Anna Karina, Sami Frey und Claude Brasseur und ihre Rekordhatz durch den Louvre. Godard hatte Zeit und Raum sabotiert und in wundersame Träume versetzt. Es erstaunt nicht, dass Quentin Tarantino von «Band à part» so begeistert war, dass er seine Firma danach nannte. Als Godard, hellhörig wie kein



Rebell, Querulant, Avantgardist: Regisseur Godard.

anderer, das revolutionäre Brodeln rund um die Uni Nanterre mit Filmen wie «La Chinoise» (1967) und «Week-end» schon erahnt hatte, sah er nichts Positives mehr an «Band à part». Der Meister hatte sich gehäutet.

Nachdem Godard als verspielter Pop-Künstler in «Une femme est une femme» (1961) ein verjuxtes Grottesk-Spiel über das Genre Musical gemacht und Inhalt und Form verwirbelt hatte, manövrierte er sich mit Filmen wie «One Plus One» (1968), «Le Gai Savoir» (1969) und anderen in den Eiffelturm der Bildungsmarxisten; er wurde zunehmend humorloser und verbissener. Die Polit-Parolen und Agitprop-Szenen («La Chinoise») wirken heute verstaubt.

In «Sauve qui peut (la vie)», den Godard als seinen «zweiten ersten Film» bezeichnete, spielt Jacques Dutronc einen Regisseur mit Namen Godard. Er raucht Zigarren, arbeitet in einem Video-Studio, ist ein unausstehlicher Muffel. Gefühle bringt er zum Ausdruck, indem er andere beleidigt oder physisch angreift. Einmal sagt er: «Ich mache Filme, um irgendwas zu machen. Hätte ich die Kraft dazu, würde ich gar nichts machen.» Kokette, kalkulierte Irritation.

Viele seiner späten Filme sind voll von solchen Mätzchen, Insider-Jokes, Zitaten. Unentwegt hantierte er mit ästhetischen Verfremdungen, Tonmontagen, Zitaten aus Literatur, Politik, Philosophie. Von Godard stammt die Behauptung: «Kino, das ist die Wahrheit 24-mal in der Sekunde.» Genau da lag das Problem seiner Filme: Die Gedanken, vorgetragen oder visualisiert, sind nicht leicht zu behalten – und schon folgen die nächsten. Seine Filme wurden verstiegener, verschrobener. Kino war für ihn das «Antibiotikum der Wörter»; Sprache müsse wieder auf dem hieroglyphischen Alphabet aufgebaut werden.

Jean-Luc Godard, halb Schweizer, halb Franzose aus grossbürgerlichem Milieu, gilt den einen als «Multimedia-Dichter», anderen als «Filmschriftsteller». In jedem Fall war er einer, der sich nicht einordnen liess, sich mit Lust querstellte.

Auch politisch. Mal suchte er Kontakt zu Vietnam, setzte sich für die Palästinenser ein, verglich israelische Gewalttaten mit denen der Nazis, äusserte sich abfällig über Claude Lanzmanns «Shoah» («Er hat nichts gezeigt, er hat die Deutschen gezeigt») – und blieb sich bis zum Ende treu.

Klassik

Sensibel und angriffslustig

Manuel Brug

Franck, Szymanowski, Chausson, Debussy: Love Letters. Lisa Batiashvili, Giorgi Gigashvili, Philadelphia Orchestra, Yannick Nézet-Séguin. Deutsche Grammophon

Bürgerkrieg und wirtschaftliche Not. Keine gute Zeit, wenn man eine zwölfjährige, hochbegabte Tochter hat, die sich anschickt, eine der besten Geigerinnen der Welt zu werden. Das war auch dem Kammermusiker Tamás Batiashvili klar. Und so emigrierte er mit seiner Frau, einer Pianistin, und seiner Tochter Elisabeth nach Deutschland. Nach Ingolstadt, wo sich heimatliche Musiker um die Geigerin Liana Issakadze geschart und das Georgische Kammerorchester gegründet haben.

Elisabeth studiert zunächst in Hamburg, dann in München. Spätestens 1995, als sie als

jüngste Teilnehmerin in Helsinki beim berühmten Sibelius-Wettbewerb den zweiten Preis gewinnt, beginnt sich nicht nur die Branche den Namen Lisa Batiashvili zu merken. Heute ist die 43-Jährige mit dem Oboisten François Leleux verheiratet, zweifache Mutter und eine der aufregendsten Geigerinnen der Welt.

Herausragend ihr singender, aber auch sehr präzise modellierter Ton, der Wechsel zwischen interpretatorischer Sensibilität und angriffslustiger Zielstrebigkeit. Durchaus ruppig kann ihre klar konturierte Attacke sein, ihr Temperament offenbart sich in der scheinbar hemmungslosen, doch kontrollierten, spröden, aber auch vollmundigen Süsse des Klangs.

Aber eben nicht nur das. Lisa Batiashvili weiss, dass sie gut ist, sie will ihre Stellung verteidigen, ausbauen. Aber sie will auch etwas zurückgeben. Deshalb engagiert sie sich in ihrer Stiftung für georgischen Musikernachwuchs, so wie sie vorher schon ihrer ehemaligen

Herausragend Lisa Batiashvilis singender, aber auch sehr präzise modellierter Ton.

Musikschule in Tiflis Gutes getan hat. Und sie hat ein klares antirussisches Bekenntnis zum Angriffskrieg gegen die Ukraine vorgelegt, organisiert Hilfe und Benefizkonzerte. Trotzdem ist sie weiterhin rastlos spielend unterwegs. Bisher tat sie das nacheinander auf den zwei geliehenen Stradivaris, der Engleman und der ex Joachim. Zurzeit spielt sie eine Guarneri del Gesù von 1739.

Darauf hat Lisa Batiashvili das jüngste ihrer bisher elf Soloalben eingespielt. Mit dabei: Yannick Nézet-Séguin, der dritte ihrer Lieblingsdirigenten neben Daniel Barenboim, und Esa-Pekka Salonen. Der CD-Titel «Love Letters» ist klug gewählt. Denn mittels der Werke von César Franck, Karol Szymanowski und Ernest Chausson wird hier wirklich von der Liebe erzählt, von verbotener Liebe zwischen Männern, erfüllter, nicht erhörter oder auch von vergangener Liebe.

Fast keusch

Das in Jugendstil-Tonranken sich verschlingende, rhapsodisch flimmernde, harmonisch kaum zu fassende erste Violinkonzert von Szymanowski, noch immer viel zu selten gespielt – hier wirkt es fast wie im freien Flug, mutig Legatobogen-dahinsegelnd. Das atmet eine Textur des Feinstofflichen, munter mischen sich die Farben, scheinen die Exotismen auf. Lisa Batiashvili bindet es trotzdem energisch und lässig zugleich in eine Form; man folgt fasziniert, ebenso dem gelassen pulsierenden Zusammenspiel mit dem tadellosen

Philadelphia Orchestra. Ebenso edelschön gelingt das zurückhaltende, fast keusch dargebotene «Poème» von Chausson mit seinem ins Offene entschwebenden Trillerschluss.

Gerahmt wird das von der intensiv eingeführten Franck-Sonate als Hochzeitsgeschenk für den Geiger Eugène Ysaÿe, wo Lisa Batiashvili ihrem georgischen Klavierzögling Giorgi Gigashvili generös ein Podium bietet, sowie von Debussys «Beau Soir»: ganz zerbrechlich, opak, leise, als intime Zugabe mit Nézet-Séguin als ideal mitfühlendem Piano-Partner.



Scheinbar hemmungslos, doch kontrolliert: georgische Geigerin Batiashvili.

Jazz

Versuch über das Schöne

Peter Rüedi

Julia Hülsmann Quartet: The Next Door (Uli Kempendorff, Marc Muellbauer, Heinrich Köbberling). ECM 2759

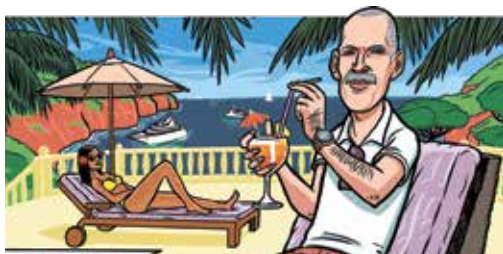
Diese Musik sucht nicht die Sensation. Sie ist eine Kunst der sorgfältigen kleinen Erfindungen. Julia Hülsmann, geboren 1968 in Bonn, sagt es so: «Ich habe im Moment immer wieder das Bedürfnis, etwas Verlässliches und Solides, vielleicht auch Versöhnliches zu schreiben.» Das gilt nicht nur für ihre Kompositionen, sondern auch für ihr Klavierspiel. Und für das Verhältnis zwischen ihrem Jazz als Selbstverwirklichung und als gemeinschaftlichem Ereignis. Es meint auch eine Balance zwischen Geschichte und der freien Verfügung über Vorgefundenes. Hülsmann ist «eine Virtuosa der Bescheidenheit». Das meint freilich auch: eine Musikerin, die sich über ihre Partner realisiert.

Mit denen verbindet sie eine lange Geschichte. Der klangmächtige Bassist Marc Muellbauer ist ihr Begleiter seit ihren Anfängen nach der Ausbildung in den neunziger Jahren, und der sensibel auf Raum und Zwischenraum bedachte Drummer Heinrich Köbberling gehört auch seit mehr als sieben Jahren zu ihrem Trio. Über die Jahre sind die drei zu einem Organismus zusammengewachsen, ungemein kompakt als Einheit, enorm beweglich und offen in der internen Kommunikation.

Die Hülsmanns machten zuerst durch drei Projekte mit Sängern beim Label ACT auf sich aufmerksam, bevor sie mit der CD «The End of a Summer» zu ECM wechselten. Der Titel spricht für Hülsmanns Hang zum Lyrischen auch dann, wenn sie sich nicht mit literarischen Vorlagen auseinandersetzt. Inzwischen sind bei ECM sieben Alben erschienen, als letztes nun «The Next Door». Sein Vorgänger (2019) hiess «Not Far from Here», sprechende Titel beides. Sie meinen das Naheliegende einer Musik, die, nicht um den Kopf herum gedacht, auf Emotion zielt, auf das Einfache, wenn auch keineswegs Banale. Nennen wir's Schönheit.

Auf den beiden letzten CDs ist Hülsmanns Trio durch den Tenorsaxofonisten Uli Kempendorff zum Quartett erweitert, einen Bläser, der auch schon mal zu kantigen Statements fähig ist, der aber insgesamt mit seinem coolen Sound in einer Art Warne-Marsh-Nachfolge (nicht unähnlich Mark Turner) bewundernswert in das über lange Zeit gewachsene melodiebezogene Gefüge einfließt. Die zusätzliche Stimme, bemerkt Hülsmann zu Recht, macht die Räume der Musik nicht enger. Im Gegenteil: «Unsere Rollen im Quartett», sagt Hülsmann, «sind offener und freier gestaltet als im Trio.»

LEBEN HEUTE



WUNDERBARE WELT

Die Queen und ich

Mark van Huisseling

«Kleidervorschriften für Herren: *morning coat* oder *lounge suit*. Keine Orden.» – «Oh, ein *morning coat* ist ein Cut, und ein *lounge suit* ein formeller Anzug – einreihig, dunkelblau, reine Schurwolle zum Beispiel», sagte der Herrenausstatter, den ich fragte. Nachdem ich eine Einladung zum Tee im Garten des Buckingham-Palasts bekommen hatte. «Wäre es Ihnen möglich, kommenden Donnerstagnachmittag zur Ihrer Majestät, der Königin von England, zu gehen?», hatte die Mitarbeiterin der Auslands-korrespondenten-Vereinigung gefragt.

Ich betrete den Palast im Herzen Londons durch die Grand Entrance. Vorbei an Touristen, die durch schmiedeeiserne Gitter Bilder knipsen, auf denen nichts zu sehen sein wird. Die Entrance heisst nicht bloss Grand, sie ist es auch – ein Fussballfeld weiter hinten stehen zwei Mitglieder der Horse Guard auf vorgeschobenem Posten.

Buckingham ist kein Märchenschloss, sondern ein riesiger gelbbrauner Kasten mit leicht blätterndem Verputz. Aber der Garten, ach was, der Park übertrifft die Erwartungen: fast so gross wie Liechtenstein. Und der Rasen wird wohl täglich von den besten Gärtnern des Königreichs manikürt. Neben dem künstlichen See mit Wasserfall spenden alte Bäume Schatten, Blumen erfreuen das Auge.

Plötzlich erklingt die königliche Fanfare. Dann tritt Queen Elizabeth II aus einer Seitentüre und schreitet über den Vorplatz zur obersten Stufe der Treppe, die in den Park herunterführt. Man hört den Kies knirschen unter den majestätischen Schuhsohlen. Bis das Orchester die Nationalhymne in Gartenparty-Kurzversion spielt, die letzte Note verhallt – und Ihr

Korrespondent sowie die 1399 anderen Gäste in Beifall ausbrechen.

Ein Leibgardist hält mir seine Hellebarde vors Gesicht, ich stehe in der ersten Reihe. Ein Courtier wählt aus, wer die Queen kennenlernen darf. Mit meiner Nachtclub-Erfahrung meine ich zu wissen, wie ich seine Aufmerksamkeit auf mich lenken kann. Bloss, etwas scheint hier anders zu laufen als vor dem Zürcher «Kaufleuten» – ein Paar im Rentenalter neben mir wird aufgefordert, zwei Schritte vorzutreten. Eine Frau aus Afrika in einem farbigen Kleid ebenso, und die Begleitung eines Manns im Rollstuhl erhält die Aufforderung, aus dem Glied Richtung Königin zu fahren.

«Lord und Lady Ramsbotham», stellt der Courtier die Rentner vor. «Natürlich, ich erinnere mich», schwindelt die Queen. Lady Ramsbotham beginnt, Ihrer Majestät eine Geschichte zu erzählen. Diese wartet, bis die Rednerin Luft holt, sagt: «Oh, wie interessant», und geht zur Schwarzafrikanerin. Prinz Philip übernimmt, plaudert munter weiter mit den Alten und erfüllt seine Aufgabe: dreieinhalb Schritte hinter seiner Ehefrau zurückzubleiben.

Die Queen trägt ein Sommerkleid aus Seide in Grasgrün und Pink. Bewusst unmodisch – zum Glück. Wie schlimm, wenn sich die Königin der Mode unterwerfen würde. Dazu weisse Handschuhe. Das heisst ehemals weisse Handschuhe. Denn sie kratzt sich ohne Hemmungen, wenn's juckt. Was Make-up-Spuren hinterlässt. Und sie kann herzlich lachen. Da man annehmen darf, dass die Witze, welche ihre aufgeregten Unter-

«Natürlich, ich erinnere mich», schwindelt die Königin.

tanen klopfen, keine Zwerchfellkiller sind, muss sie eine echte Frohnatur sein.

Die meisten Gäste inklusive ich haben mittlerweile erkannt, dass sie kaum in den Genuss eines königlichen Handschuhdrucks kommen dürften. Also los zum Buffet. Der Tee ist stark, das Süssgebäck fein. Die Sandwiches, Lachs oder Gurke, sind dagegen mickrig – kaum grösser als Briefmarken. Ein Herr in grauem Cut mit Zylinder fragt, ob mir die Ehre zuteil wurde, mit der Königin zu sprechen. «Natürlich nicht», erwidere ich. «Wes-

halb <natürlich nicht?>», fragt er überrascht. Ich überlege, dass ich es als Schweizer und Republikaner möglicherweise nicht genügend zu schätzen weiss, bei der Queen zum Tee geladen zu sein. Er hat heute seine Königin getroffen, sie kennengelernt. Wahrscheinlich stand er nicht einmal so weit vorne wie ich.

Vergangene Woche, 22 Jahre nach unserem Treffen, ist Königin Elizabeth II. im Alter von 96 Jahren auf ihrem Sommersitz Schloss Balmoral in Schottland gestorben. Sanft entschlafen, berichtet die BBC. Was für ein Abgang, man möchte Royalist werden.



UNTEN DURCH

Das richtige Bild

Linus Reichlin

9.00 Uhr morgens auf der Redaktion einer Zeitschrift. Besprechung der Bildredaktion, mit welchen Fotos ein Artikel über «Bergsteigen am Limit» illustriert werden soll. Der Chef der Bildredaktion schlägt ein Foto vor, auf dem drei Bergsteiger die Eigernordwand hochkraxeln. Doch seitens der Ressortleiterin, die für den Artikel verantwortlich ist, kommt Widerspruch: Die drei Bergsteiger sind alle weiss. Gibt es kein Foto mit zwei weissen und einem schwarzen Bergsteiger? Nein, gibt es nicht. Der Bildchef sagt: Es gäbe Fotos zum Thema «Rockmusik am Limit» – da wären zwei Weisse und ein Schwarzer drauf (Drummer). Die Ressortleiterin weist darauf hin, dass es im Artikel nun mal ums Bergsteigen geht und nicht um Rockmusik!

Eine junge Bildredaktorin findet, dass Bergsteigen an sich eben schon rassistisch ist und dass man generell nur noch Texte veröffentlichen sollte, zu denen es Fotos mit schwarzen Menschen gibt. Sie sagt, sie hat in der «Apo-

thecken-Umschau» kürzlich einen Artikel über Diabetes gesehen, und auf dem Foto sass ein schwarzer Mensch auf dem Sofa, und das zeigt, dass Artikel über Diabetes grundsätzlich anti-rassistisch und voll in Ordnung sind, im Gegensatz zur Bergsteigerei. Der Bildchef will jetzt vorwärts machen und schlägt vor, dass für den Bergsteigerartikel nun mal eben die Weissen genommen werden, aber als Wiedergutmachung könnte man dann für den Artikel über den Ukraine-Krieg ein Foto von einem schwarzen Soldaten nehmen.

Die Ressortleiterin findet das Blödsinn, für den Kriegsbericht will sie explizit ein Foto mit weissen Soldaten, so weiss wie möglich sogar. Aber man könnte die Reportage über «Darf Oma noch mal lieben?» mit einem Foto von Tina Turner illustrieren anstatt mit dem Foto der Grossmama aus Brüttsellen, die sich in ihren Pfleger verliebt hat. Einspruch der jungen Bildredaktorin: Sie ist sich nicht sicher, ob Tina Turner genug für die Gleichberechtigung der Afroamerikaner in den USA getan hat und ob sie nicht eigentlich nur den Sexismus gefördert hat mit ihren kurzen Röcken.

Der Bildchef, der nebenbei verzweifelt in den Verzeichnissen der Fotoagenturen nach nicht-weissen Bergsteigern gesucht hat, ruft: Da! Ein Foto von drei schwarzen Bergführern auf dem Kilimandscharo! Allseits grosse Erleichterung – bis der Bildchef die Legende zu dem Foto liest: «Palestinian amputees climb Kilimanjaro.» Die Ressortleiterin macht ihm keinen Vorwurf: Auf den ersten Blick dachte sie auch, dass es schwarze Bergsteiger seien. Unter der heissen Sonne Kenias verdunkelt sich eben die an sich schon nicht helle Haut arabischer Mitbürger um ein paar Grade. Die Ressortleiterin schaut auf die Uhr: Es muss jetzt endlich eine Entscheidung getroffen werden! Sie schlägt vor, das Foto mit den Palästinensern zu nehmen. Die junge Bildredaktorin schliesst sich ihr an: Man muss manchmal Kompromisse machen, und alles ist besser als ein Foto nur mit weissen Bergfascisten. Man einigt sich darauf, die traditionellen palästinensischen Halstücher, die die Bergsteiger tragen, wegzuretouchieren, damit es ein bisschen schweizerischer aussieht, es geht schliesslich um die Eigernordwand.

So, und was ist jetzt mit dem Bericht über die Oma, die noch mal lieben darf? Die junge Bildredaktorin verweigert sich einem weiteren Kompromiss: Sie besteht darauf, dass anstatt

eines von Tina Turner ein Foto von Michelle Obama ins Blatt kommt. Man muss einfach nur den Titel der Reportage ändern in «Eine Frau geht ihren Weg». Super! Die Ressortleiterin segnet es ab, der Bildchef sucht nach einem tollen Foto von Michelle Obama und wählt versehentlich eins von Oprah Winfrey aus – ist egal, keiner merkt's, und überhaupt: Hauptsache, kein Foto von Oma Hugentobler aus Brüttsellen.



FRAUEN Victoria Beckham, Tänzerin Julie Burchill

Die Spice Girls haben die Typisierungen, die sie einst zur am leichtesten erkennbaren Popgruppe seit den Beatles gemacht hatten, längst hinter sich gelassen: Baby ist vernünftig, Sporty ist empfindsam, Scary hat häusliche Gewalt überlebt, während Geri – die sexy Spinnerin – einen gutaussehenden, reichen Mann geheiratet hat und Philanthropin geworden ist. Letzthin gratulierte sie auf Instagram ihrer Tochter Bluebell dazu, dass diese ihre Prüfungen mit einem Glanzresultat bestanden hatte: «So stolz auf dich. Du hast so hart gearbeitet. Du inspirierst mich. Girl-Power!» Sollte das in der Aufzählung fehlende Bandmitglied Posh diese mütterliche Hommage gesehen haben, dürfte sie noch missmutiger dreingeschaut haben als sonst beim Gedanken an ihren Erstgeborenen Brooklyn, der sich bei seinen milliarden schweren Schwiegereltern eingeknistet hat.

Victoria Beckham hatte sich einst von allen Spice Girls am weitesten und besten entwickelt und verwandelt: von einer Frau, die nicht singen konnte, zur erfolgreichen Modeschöpferin mit einer grossen, den Zusammenhalt pflegenden Familie. Doch dann kam Covid. Das gemeinsame

Vermögen von David und Victoria Beckham beträgt rund 360 Millionen Pfund. Dennoch versuchte Victoria, vom staatlichen Unterstützungsfonds 150 000 Pfund zu ergattern, um mit öffentlichen Geldern dreissig Angestellte zu bezahlen. Sie liess von dem Versuch ab, als von ebendieser Öffentlichkeit eine Lawine der Verachtung auf sie niederging, doch da war das Kind schon im Brunnen. Mittlerweile soll ihr Modelabel Schulden von 53,9 Millionen Pfund haben.

Ebenso schädlich für eine Frau, die ihre Familie als «Marke Beckham» vermarktet hat, ist die Tatsache, dass ihr Erstgeborener sich bei seiner neuen amerikanischen Familie wohler zu fühlen scheint. Vielleicht versucht er, sich so vom Ruf, ein «Vetternwirtschaftsbaby» zu sein, zu befreien. Den hat er, seit Daniel Mac, der Tiktostar mit 12,9 Millionen Followern, den 23-jährigen Brooklyn, der damals einen roten McLaren fuhr, der eine Million gekostet hatte, gefragt hat: «Wie verdienen Sie Ihren Lebensunterhalt?»

Es wird aber auch gemunkelt, zum Krach zwischen der Mutter des Hohlkopfs und seiner Frau sei es gekommen, weil an der Hochzeit die ältere Mrs Beckham der jüngeren den ersten Tanz mit dem Bräutigam entrissen hatte. Dass eine Frau, die ihr Vermögen damit gemacht hat, dass sie sich zurückhielt und Leuten das Scheinwerferlicht überliess, die begabter waren als sie, als Mutter wie blöd die Karriere ihres unbegabten Sohns gefördert und nun sie beide zum Gespött gemacht hat, entbehrt nicht der Tragikomik.

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer





THIEL

Vereinsjubiläum

Präsidentin: Hauptprogrammpunkt der Jubiläumsfeier ist das Feuerwerk.

Aktuar: Haben nicht die Chinesen das Feuerwerk erfunden? Das wäre dann kulturelle Aneignung.

Präsidentin: Wir haben an der Generalversammlung über das Feuerwerk abgestimmt, und es wurde mit grosser Mehrheit angenommen.

Aktuar: Auch das war kulturelle Aneignung. Demokratie ist eine alte, griechische Tradition.

Präsidentin: Unser ganzes Vereinswesen basiert auf demokratischen Grundsätzen.

Aktuar: Dann müssen wir unser Vereinswesen ändern. Was haben wir denn in unserem Kulturraum für traditionelle Strukturen?

Kassier: Volksstämme, Adelsherrschaften und Kirchgemeinden.

Präsidentin: Macht mal einen Punkt. Ohne eure Diskussionen läge ich längst im Pyjama mit einem guten Buch und einem Tee neben meiner Katze im Bett.

Aktuar: Gut, dass wir das verhindert haben. Der Pyjama kommt aus Indien, der Tee aus China und die Katze aus Ägypten. Du hättest dich der mehrfachen kulturellen Aneignung schuldig gemacht.

Präsidentin: Jetzt hört endlich auf mit diesem Schwachsinn!

Aktuar: Das nennt sich nicht «Schwachsinn», sondern «Wokeness».

Kassier: Ist das Wort «Wokeness» nicht der afroamerikanischen Kultur entlehnt?

Aktuar: Du meinst, wer woke, aber nicht schwarz ist, macht sich selber der kulturellen Aneignung schuldig? Das wäre ja schrecklich!

Präsidentin: Schluss jetzt! Wir haben noch viel Arbeit vor uns.

Kassier: Wenn wir vielleicht mal das Budget durchgehen könnten ...

Aktuar: Oje, das sieht gar nicht gut aus.

Präsidentin: Was sieht nicht gut aus?

Aktuar: Das sind alles arabische Zahlen.

Andreas Thiel

HÄUSER/BENJAMIN BÖGLI

Silvers rosa Villa

Hollywoods Meisterproduzent Joel Silver versucht, seine luxuriöse Bleibe loszuwerden. Ganz einfach ist das nicht.



Materialien aus Mexiko: Silvers Anwesen in Brenton.

Joel Silver hatte schon immer ein Auge fürs Aussergewöhnliche. Er katapultierte 1999 zum Beispiel «Matrix», den verblüffend neuartigen Film mit den famosen Effekten, auf die Leinwand. Dieser machte Hauptdarsteller Keanu Reeves zu einem der bestbezahlten Schauspieler. Gut zehn Jahre früher, 1988, zur selben Zeit, als Silver mit «Die Hard» grosse Erfolge feierte, riss er sich in Los Angeles im noblen Quartier Brenton ein Stück Land für 3,3 Millionen Dollar unter den Nagel – und das Haus, das darauf stand, gleich ab.

Mehr Farbe braucht das Land

Die meisten Materialien für das neue Gebäude bezog Silver aus Mexiko. Denn der Hollywood-Aufsteiger hatte den Mexikaner Ricardo Legorreta (1931–2011) mit dem Entwurf der rosaroten, 25 000 Quadratmeter grossen Villa betraut. In seiner Laufbahn als Architekt brachten Legorreta und sein eigenwilliger Sinn für Ästhetik immer wieder Farbe in die Gegenden, in denen er baute – vor allem in Mexiko und in den USA.

Der Pershing Square von Legorreta ist bis heute ein Hingucker mitten in Los Angeles,

und die Gestaltung des Baus in Brentwood gilt als eine der hellsten und kühnsten in der Umgebung. Das soll etwas heissen. Schliesslich wohnen oder wohnten hier Persönlichkeiten der amerikanischen Traumfabrik und des Showgeschäfts wie Robert Downey Jr., Arnold Schwarzenegger, O. J. Simpson und Heidi Klum. Auch Marilyn Monroe hatte in Brentwood 1962, kurz vor ihrem Tod, ein eigenes Haus gekauft.

Hydraulische Türen

Joel Silvers Villa, die 2001 fertiggestellt wurde, schaut nicht nur von aussen poppig aus, es hat auch innen allerhand verspielte Details. Dazu zählen pyramidenartige Decken und ein knapp zehn Meter hohes Wohnzimmer mit hydraulischen Türen. Auf dem 4,5 Hektar grossen Grundstück befindet sich natürlich auch ein Swimmingpool mit Sprudelbad.

Ganz einfach, das rosa Objekt loszuwerden, ist es aber nicht. Schon vor Jahresfrist wollte Starproduzent Silver, der im Juli siebzig geworden ist, das Anwesen verkaufen. Er verlangte dafür 75 Millionen Dollar, jetzt ist es bereits für 49 Millionen zu haben.

Beatrice Tschanz

Der Swissair-Absturz vor Halifax machte sie zur berühmtesten Krisenmanagerin der Schweiz. Heute hat sie noch einige Mandate in der Wirtschaft, reist gerne, liest und hält sich fit.

Weltwoche: Was kommt in Ihnen hoch, wenn Sie an den 2. September 1998 zurückdenken?

Beatrice Tschanz: Die Nacht vom 2. auf den 3. September 1998 und die darauffolgenden Tage, Wochen, Monate werde ich nie vergessen. Es hat sich eingebrannt, und sobald ich das milde Septemberlicht wahrnehme, ist alles wieder präsent. Natürlich hat sich in 24 Jahren seither so viel ereignet, so viel verändert, dass es nicht mehr in allen Facetten präsent ist, und doch, es wird wohl immer bei mir sein. Unglaublich, wie viel wir improvisieren mussten, aus dem Stand versuchen, das Richtige und Wichtige zu tun.

Weltwoche: Kann man in einer solchen Situation noch lehrbuchmässig handeln?

Tschanz: Nein, da half kein Lehrbuch, keine Checkliste, kein Manual. Das ist heute alles vorhanden. Ich weiss, dass mich das Ereignis in die Öffentlichkeit katapultiert hat, bewusst war es mir damals nicht, aber fast zwanzig Jahre lang danach.

Weltwoche: Aber für Sie war dieses Ereignis auch eine grosse Profilierungschance...

Tschanz: Nicht die eigene Profilierung war im Zentrum, vielmehr hat ein grosses Unternehmen in einer ganz schwierigen Situation zum ersten Mal offen und transparent informiert. Ich denke, mein grösstes Verdienst war nicht die damalige professionelle und menschliche Kommunikation; den grössten Dienst habe ich wohl der Branche erwiesen. Plötzlich war Unternehmenskommunikation nicht mehr das geduldete Stiefkind, oft beim Generalsekretär angesiedelt, sondern ein ernstzunehmender Erfolgsfaktor in den Firmen.

Weltwoche: Sie waren in den sechziger Jahren Chefredaktorin der Zeitschrift *Femina*. Wie war das damals?

Tschanz: Wir waren bei *Femina* eine eingeschworene Crew, alles Frauen. Ich war nie «der Boss», wir trafen Entscheidungen gemeinsam. Es war das erste und einzige Mal, wo

ich mit Geschlechtsgenossinnen zusammenarbeiten konnte, später bewegte ich mich nur in der Männerwelt, und die war immer hierarchisch aufgestellt. Aber ich konnte mit beidem gut umgehen und wurde immer respektiert.

Weltwoche: Heute wird der Ruf nach Frauenquoten immer lauter. Was halten Sie davon?

Tschanz: Von Frauenquoten halte ich gar nichts! Ich hätte nie ein «Quotenfrau» sein wollen. Wenn wir Frauen gut ausgebildet, leistungswillig und teamorientiert sind, funktioniert es. Sieht man den Zuwachs der Frauen in den Führungs- und Kaderpositionen heute, so geht das bestens ohne Quoten, vielleicht nicht so schnell, wie einige möchten.

Weltwoche: Wie stehen Sie zur Erhöhung des Rentenalters für Frauen?

Tschanz: Wir wollen Gleichberechtigung und müssen selbst auch Gleichberechtigung leben. Deshalb bin ich für die Erhöhung des Rentenalters für Frauen. Allerdings sehe ich bei der Höhe der Renten noch viel Aufholpotenzial für die Frauen. Es kann ja nicht sein, dass man Kinder grosszieht, deshalb nur Teilzeit arbeiten kann und später mit tiefen Renten dafür bestraft wird. Doch es ist ein anderes Thema und sollte nicht mit dem Rentenalter gekoppelt werden.

Weltwoche: Sie sind mittlerweile im AHV-Alter. Geniessen Sie den verdienten Ruhestand?

Tschanz: Zwar bin ich auch mit 78 Jahren beruflich noch etwas aktiv, aber mit Augenmass und nur dort, wo es mir Freude macht. Zum Beispiel das Verwaltungsratspräsidium der Oase Holding AG, einst ein Start-up-Unternehmen mit einem völlig neuen Konzept für bezahlbare Alterswohnungen und Betreuung nach Mass mit garantiertem Pflegeplatz im gleichen Haus, falls es nötig würde. Zudem habe ich noch zwei Mandate in der Wirtschaft, wo ich Persönlichkeiten hauptsächlich kommunikativ berate. Das gibt unterschiedlich zu tun. In der komfortabel grossen Restzeit bin ich gerne unterwegs, im Wald, auf Reisen, ich treffe Freunde, lese gern und viel. Es ist wichtig, dass man aktiv bleibt, neugierig bleibt, sich informiert und versucht, sich in Form zu halten.

Thomas Renggli



«Es hat sich eingebrannt»: Swissair-Sprecherin Tschanz, 1998 und heute.

Die Zürcherin Beatrice Tschanz, 78, wurde 1998 durch ihre eindrucksvolle Krisenkommunikation nach dem Swissair-MD-11-Absturz über Halifax schweizweit bekannt. Sie ist Mutter von drei Kindern und lebt in Rapperswil-Jona.



Rund um einen fernöstlichen Teich

Restaurant Angkor

Giessereistrasse 18, 8005 Zürich
Telefon 043 205 28 88

Seit 2005 existiert in Zürich ein sehr elaboriert eingerichtetes Asien-Restaurant, das eine opulent gestaltete Ambiance und ein riesiges Angebot an Speisen kombiniert. Das «Angkor» im Puls 5 im Industriequartier wurde von Kheng Ly begründet und nach dessen unerwartetem Tod, in seinem Heimatland, von Susan Ly weitergeführt.

Es war Lys Idee, einen Gourmettempel zu bauen, der sowohl kulinarisch wie auch atmosphärisch höchsten Ansprüchen genügen soll. Die Einrichtung ist sehr wohl gelungen, teils sogar elegant – etwa die «Schatzkammer» im Innern des Lokals –, obwohl es für Europäer oft eher schwierig ist zu ermessen, was nun



gute Einfühlung in die uns unvertraute Kultur ist und was auf dem Konto Kitsch abgebucht werden muss. Letzteres stört uns in Restaurants und Hotels weniger, da man da ja nur vorübergehend und in gelöster Stimmung verweilt. Tatsächlich ist das grosse Bassin mit den grossen Kois beeindruckend. Man isst dort – ab zwei Personen und ohne Schuhe – in vertieften Buchten mit direktem Einblick in die Küche ein umfassendes, aber nicht eben günstiges Menü (Fr. 93.50 pro Person). In den anderen,

ebenfalls üppig dekorierten Räumen und auf der Terrasse kann man à la carte essen. Und da haben wir denn auch eine Reihe von Gerichten aus diversen asiatischen Ländern ausprobiert.

Eine thailändische Tom-Kha-Gai-Suppe war wie die Satay-Spiesschen und die vietnamesischen Frühlingsrollen sehr gut, und die chinesischen Dumplings oder Dim-Sum gefielen uns, mehr noch die verwandten japanischen Gyozas – die aber wohl, statt in der Pfanne gebraten, aus der Fritteuse kamen. Die knusprig gebratene Ente kam in Varianten (kantonesisch, an Panang-Curry und mit Tamarindensauce) auf den Tisch, denen allen etwas abzugewinnen war. Einzig die Pad-Thai-Reisnudeln waren – sowohl mit Rind- wie auch mit Pouletfleisch – nicht so überzeugend. Überwältigend liebenswürdige und kompetente Bedienung: insgesamt ein vergnügliches Festessen mit Familie und Freunden!

WEIN/PETER RÜEDI

Cuvée Gattopardo

Tasca d'Almerita Tenuta Regaleali:
Rosso del Conte 2017. 14,5%. Bindella,
Zürich, ca. Fr. 49.–. www.bindella.ch.
Erhältlich ungefähr ab Oktober

Als ich Conte Giuseppe Tasca d'Almerita vor ein paar Jahren am Ätna traf, wo seine Familie seit 2006 wie viele Granden des italienischen Weinbaus die Sensationen des Vulkans und seiner eingeborenen Sorten entdeckt haben, war ich als *petit suisse* auf eine aristokratische Erscheinung gefasst. Stattdessen begegnete ich einem bodenständigen, krausköpfigen Landmann in Hemdärmeln und Hosenträgern, am Mittagstisch überaus freundlich und leutselig im Umgang mit den Leuten vom Ort. Ein Winzer unter Winzern, machte es den Anschein. Das war der Conte natürlich nicht, und er war es doch.

Tasca d'Almerita ist ein Familienbetrieb mit nicht weniger als fünf Weingütern in Sizilien, neben Tascante am Ätna eines auf der Insel Mozia, eines im Nordosten der Äolischen Insel Salina, eins bei Camporeale. Und, in Geschichte und Umfang



allen voran, das Stammgut Regaleali in Scalfani, im grün-hügeligen Hinterland von Palermo, allein das ein Besitz von 400 Hektar. Tasca ist ein Gigant, dementsprechend ist die Basisvariante des Nero d'Avola Regaleali längst eine verlässlich beliebte Marke bei einem breiten Publikum. Allein, auch der Grossproduzent kennt den Slogan «Small is beautiful». Eines der Probleme des Hauses, das er seit dem Tod seines Vaters Lucio kürzlich mit dem Bruder Alberto führt, sagte mir Conte Giuseppe, sei, «zu kommunizieren, dass wir Bauern sind und nicht Industrielle».

Der Rosso del Conte (der Name meint nicht die Brüder, sondern einen der Patriarchen in den acht Generationen vor ihnen) kommt von einer Einzellage mit Namen San Lucio, wenig mehr als fünf Hektar, bepflanzt mit alten

Reben der Sorten Nero d'Avola und Perricone. Sie sind im Rosso del Conte, der seit Anfang der siebziger Jahre den Gipfel im breiten Fächer der Regaleali-Etiketten vorstellt, zu 62 Prozent respektive zu 38 Prozent vertreten. Von den beiden sizilianischen Ursorten ist die tanninstarke Perricone die weniger bekannte. In dieser Cuvée sorgt sie für Komplexität und Bodenhaftung, für etwas Teer und Rauch am Gaumen. Insgesamt aber ist dieser Spitzenwein eine eindruckliche Lektion für jene, die in der Nero d'Avola die Mutter aller sizilianischen Weinbanalitäten sehen. Arm in Arm mit der Perricone und bei rigoroser Mengenbeschränkung zeitigt sie im Rosso del Conte, auch dank Ausbau in französischem Holz und geduldiger Flaschenlagerung, eine tiefe Aromatik; imposant, aber keinesfalls pompös, ein ausgesprochen saftiges, säurebelebtes, tänzerisch balanciertes Schwergewicht. Viel reife, nie überreife Frucht aus einem heissen Jahr: schwarze Beeren (Zwetschgen, Brombeeren, Cassis), Anwehungen von Gewürzen, etwas Vanille. Ein Wein wie aus einer anderen Zeit. Cuvée Gattopardo, sozusagen.

Wir sind viele

Zu viert auf dem Weg nach Italien
in einem passenden Skoda Kodiaq RS.



Mit mehr als drei Personen bin ich äusserst selten im Auto unterwegs, auch wenn mir vom Hörensagen die Herausforderung bekannt ist, drei und mehr Kinder in einem passenden Fahrzeug unterzubringen. Dass ich diese Aufgabe nie lösen musste, ist einigermaßen erleichternd. Die Auswahl an ästhetisch überzeugenden Autos mit entsprechenden Platzverhältnissen ist überschaubar. Unverhofft konnte ich aber ein vergleichbares Insassen-Layout kürzlich auf einem Tagesausflug in die Gegend von Modena und Bologna testweise erfahren.

Ich hatte bei Lamborghini in Sant'Agata Bolognese zu tun, davon wird zu einem späteren Zeitpunkt noch zu lesen sein. Dafür brauchte es einen Fotografen, einen zusätzlichen Fahrer für sogenannte *car-to-car*-Aufnahmen, und meinem elfjährigen Sohn blieb nichts anderes übrig, als mitzukommen.

Der Skoda Kodiaq RS, der uns für diese Reise mit rund zehn Stunden Autobahnfahrt zur Verfügung stand, ist mit drei Sitzreihen ausgestattet, die hinterste Reihe lässt sich schnell und einfach versenken, um einen ebenen Laderaumboden zu erhalten. Sehr praktisch ist allerdings, dass sich die beiden Sitze einzeln abklappen lassen. Falls man gerade mal Fotos aus dem fahrenden Auto hinaus zu machen hat, ist das ziemlich praktisch.

Für alltäglichere Bedürfnisse ist der Skoda ebenfalls gut gerüstet. So gibt es für das stark beanspruchte iPad-Game-Gerät einen Anschluss für einen herkömmlichen 220-Volt-Stecker, auf der Beifahrerseite gibt es neben

dem üblichen Handschuh- ein zweites Fach mit ebenem Boden. In der Fahrertüre gibt es tatsächlich einen herausnehmbaren Skoda-Regenschirm, der dort nach Gebrauch wieder abtropfen kann, und Platz für alle und alles andere ist ohnehin ausreichend vorhanden. Drei Männer und ein Elfjähriger reisen jedenfalls ziemlich bequem.

Dies auch deshalb, weil der Kodiaq sehr komfortabel dahinrollt und lediglich bei sehr schneller Fahrt auf Querfugen in der Fahrbahn etwas holprig reagiert. Aber Abroll- und Windgeräusche sind auf einem Niveau, das sonst bei deutlich höherpreisigen Autos üblich ist. Der Travel-Assist kümmert sich derweil auf der Autobahn um die wichtigsten Aufgaben wie Tempo, Abstand und Spurhalten. Nur die automatische Anpassung der Geschwindigkeit klappt nicht immer zuverlässig, bisweilen wird abrupt von 120 auf 60 km/h geregelt, ohne dass entsprechende Hinweise zu sehen wären.

Das geräumige, grosse Skoda-SUV mit dem munteren 245-PS-Turbobenziner in der RS-Ausstattung ist, so viel steht nach der langen Ausfahrt zweifelsfrei fest, eine gute Wahl für Autoreisen in kleinen bis mittelgrossen Gruppen.

Skoda Kodiaq RS

Motor/Antrieb: Turbobenziner, Allradantrieb, 7-Gang-DSG; Hubraum: 1984 ccm; Leistung: 245 PS/180 kW; max. Drehmoment: 370 Nm bei 1600–4300 Nm; Beschleunigung (0–100 km/h): 6,5 sec; Höchstgeschwindigkeit: 234 km/h; Verbrauch: 8,7–9,6 l/100 km; Preis: Fr. 59 800.–



OBJEKT DER WOCHE

Sitzen wie der Polit-Rockstar

JFKs Schaukelstuhl
Ausgestellt im JFK-Museum
in Hyannis, Cape Cod

Ausgerechnet der jüngste Präsident der USA mochte grossväterlich anmutende Schaukelstühle. Dies hatte weniger mit deren Ästhetik als mit der Wirkung der *rocking chairs* – so die englische Bezeichnung – zu tun. John F. Kennedy, der als Politiker wie ein Rockstar gefeiert wurde, litt neben anderen gesundheitlichen Problemen jahrzehntelang an heftigen Rückenschmerzen, die von Football- und Kriegsverletzungen herührten. Linderung versprochen, neben den sogenannten Vitaminspritzen von «Dr. Feelgood» Max Jacobson, Schaukelstühle. Vielerorts, wo sich der 35. Präsident der Vereinigten Staaten, der im Zweiten Weltkrieg als Marineoffizier gekämpft hatte, längere Zeit aufhielt, befanden sich deshalb solche wohltuenden Sitzgelegenheiten.

Kennedys Ermordung 1963 in Dallas befeuerte nicht nur JFK-Verschwörungstheorien, sondern auch die Nachfrage nach Objekten, die mit ihm in Zusammenhang standen. Einmal ersteigerte ein anonymes Käufer einen JFK-Stuhl für 87 500 Dollar.

Ein anderes, gepolstertes Exemplar hatte der schillernde Demokrat als Andenken in der Präsidentensuite des New Yorker Hotels «Waldorf Astoria» hinterlassen. Dieses ist seit einiger Zeit nun als Leihgabe im Kennedy-Museum im Hafendörfchen Hyannis auf der Halbinsel Cape Cod zu bestaunen.

Benjamin Bögli



Theaterzirkus: «Das Zelt»-Gründer Adrian und Cathrine Steiner.



Comedy-Fans: SRF-Kulturchefin Susanne Wille mit Freundin Nicole Brand.



Hanna Scheuring (Bernhard-Theater, Zürich), **Caroline Rasser** (Fauteuil, Basel).



Glänzend: Moderationsduo Stefan Büsler und Nadia Goedhart.



«Ich bin baff»:
Doppelgewinner Charles Nguela und Kabarettistin Lisa Eckhart.

BEI DEN LEUTEN

Lacher am laufenden Band

Grosser Aufmarsch der Humor-Stars im Zürcher Kongresshaus. Kein Wunder: Die Swiss Comedy Awards wurden vergeben.

André Häfliger

Das Who's who der Schweizer Comedy-Szene feierte mit dem Moderationsduo **Nadia Goedhart** (Radio Energy, gewann in der Kategorie Online) und **Stefan Büsler** sechs grosse Gewinner. Absahner am letzten Samstagabend war der im Kongo geborene Shootingstar **Charles Nguela**, der gleich zwei von einer gut hundertköpfigen Jury vergebene Steine abholte (bester Solokünstler sowie Publikumspreis). «Ich bin baff, weiss gar nicht mehr, was ich sagen soll», so Nguela.

Standing Ovation gab es, als Überflieger **Emil Steinberger** den Stein von **Michael Mittermeier** entgegennahm. «Emil ist eines meiner grössten Vorbilder», sagte Schweiz-Fan Mittermeier in seiner witzigen Laudatio. Süss: Bevor Emil mit seiner Gattin **Niccel** in New York zusammenkam, schrieben sie einander über zehn Jahre lang Briefe. Wie romantisch! Ebenfalls stehende Ovationen gab's von den 1200 Anwesenden für die kürzlich verstorbene unvergessliche Duo-Fischbach-Ikone **Peter Freiburghaus**. In der Kategorie Ensemble gewann das Secondhand Orchestra, bei dem auch die Luzerner Komödiantin **Irene Brügger** (Frölein Da Capo) dabei ist. Das freute vor allem auch TV-Star **Viktor Giacobbo**: «Irene war eine meiner liebsten Mit-

wirkenden in unserer Satiresendung «Giacobbo/Müller». Glückwunsch!» Der Preis der Kategorie SRF 3 Best Talent Comedy schliesslich ging an die 19-jährige **Reena Krishnaraja** aus dem Appenzellerland.

Höhepunkt der Lachmuskelparade war der glanzvolle Auftritt der ganz in Weiss gekleideten Grazer Traumkomödiantin **Lisa Eckhart** (war mit **Baby Luigi** da). «Ich gendere nur ungern. Kleine Mädchen sollen selber wissen, was sie sein wollen.» Schallendes Lachen im Saal. Sie konnte aber auch ernst und nachdenklich sein. Wie schon alt Bundesrat **Adolf Ogi** meinte auch sie: «In der Ukraine braucht man jetzt dringend und sofort den Papst als Friedensstifter!»

Nach der von SRF erstmals live übertragenen Show zeigten sich die Organisatoren **Lorenz Hauser** und **Rik Krieger** zufrieden: «Es war ein fantastischer Abend mit vielen Highlights und hochemotionalen Momenten. Für die ganze Comedy-Branche ist es ein äusserst wichtiger Anlass. Gerade nach der Corona-Pause ist es wichtig, dass man wieder Normalität in eine doch sehr gebeutelte Branche zurückbringen kann.» Lachen und zusammen sein, was gibt es Schöneres?



*Feierte mit im Zürcher Kongresshaus:
Sängerin Nubya aus Basel.*



*Lachmuskelparade:
Dominic Deville, Viktor Jacobbo, Irene Brügger (Frölein Da Capo), Dominique Müller.*



*Legendär: Kabarettist Emil Steinberger,
Ehefrau Niccel, Komiker Michael Mittermeier.*



*TV-Moderator Marco Fritsche mit
Partner August Wick.*



*Talente: Walter und Lisbeth Egli, Luzerner
Couturière, mit Walter Andreas Müller.*



*Who's who:
Comedy-Stars Peach Weber und Regula Esposito alias Helga Schneider.*



*Kabarettistin Anet Corti mit Partner
Roman Griesfelder (Kunstmuseum St. Gallen).*

Zeit der sanften Übergänge



Politisch eine gute Nachricht: Der Undercut, auch als «HJ-Frisur» verschrien, ist tot.

Haare, oberhalb der Ohren millimeterkurz abrasiert und mit gescheiteltem, längerem Deckhaar kontrastiert, haben mehr als zehn Jahre lang das Strassenbild geprägt. Der Undercut war seit dem Jahr, in dem sich Kim Jong Un in Nordkorea als Alleinherrscher installierte, das grosse Fashion-Thema. Das Wesen der Mode ist es, die Kategorien zwischen hip und *has been* herzustellen. Nicht um ästheti-

sche Distinktion, sondern um zeitlichen Vorsprung geht es. Out ist, wenn der Mainstream begriffen hat, dass etwas in ist. Nimmt man die Mode als Sensor gesellschaftlichen Klimata ernst, wird eine Parallele augenfällig. Der Undercut war in den finsternen zwanziger bis vierziger Jahre populär, dann in der Dekade dieses Jahrhunderts, in dem der rechte Populismus blühte. Die berufene Presse ruft den Undercut

nun als out aus, jetzt sei die Zeit der sanften Übergänge. Bezogen auf die Zeitlichkeit der Mode ist dies angesichts der Weltlage mit aufkeimendem Faschismus nicht nur ästhetisch, sondern auch politisch eine gute Nachricht.

David Schärer ist Mitgründer der Agentur Rod Kommunikation und «Werber des Jahres».

FRAGEN SIE DANIA / ALLES, WAS SIE SCHON IMMER ÜBER SEX WISSEN WOLLTEN

Liebe Dania, gibt es eine bestimmte Altersklasse, die besonders viel Rat bei Ihnen sucht? M. L., Birmensdorf

Eine durchaus spannende Frage. Aber nein: Ich habe querbeet, von jungen Erwachsenen bis und mit über Achtzigjährigen, alle Altersklassen bei mir in der Praxis. Die Anliegen sind sehr breit gefächert – viel breiter als die Themen, die ich in den Medien bespreche. Neben meiner Tätigkeit als Sexualtherapeutin arbeite ich ebenso als «klassische» Psychotherapeutin und werde daher auch mit den verschiedensten Themen und Fragen konfrontiert. Und über all die Jahre kann ich daher bestätigen: Es kommen gleich viele Frauen wie Männer zu mir in die Praxis, Menschen aus allen Gesellschaftsschichten und jeden Alters.



Ganz besonders erinnere ich mich übrigens an eine Frau, die schon weit über achtzig war. Als sie nun sehr krank war und sich ihr Leben dem Ende zuneigte, hatte sie den Wunsch, die Traumata aus sexuellen Übergriffen mit mir zu besprechen. Wir hatten ein paar Sitzungen miteinander, in denen wir viele offene Fragen und wunde Punkte klären konnten. Kurz darauf konnte sie den ewigen Frieden finden.

Auch sonst habe ich viele ältere Frauen, die ihre Männer überleben und im Alter merken, dass sie ihr Leben lang sehr wenig von der Sexualität profitieren konnten. Sie können lernen, im Alter ihren Körper nochmals ganz neu zu entdecken und schöne Erfahrungen zu machen. Gleichzeitig habe ich aber auch ältere Männer, die spüren, dass sich ihre Bedürfnisse verändert haben und sie Unsicherheiten haben mit ihrer Erektion. Die Fragen der Menschen, die mitten in ihrem Leben stehen, sehr zufrieden sind mit ihrer Sexualität, aber mehr davon profitieren möchten, oder die Themen der jungen Menschen, die erste Erfahrungen mit der Sexualität gemacht haben, machen meinen Alltag als Therapeutin sehr abwechslungsreich.

Dania Schifftan ist Sexologin, Autorin und Psychotherapeutin in Zürich.

Mailen Sie uns Ihre Fragen an danial@weltwoche.ch

AUF EIN GLAS CHAMPAGNER MIT ...

Chantal Gaemperle

Die Schweizerin ist Konzernpersonalchefin des Luxusgüterkonzerns LVMH. Am «Bold Woman Award» von Veuve Clicquot in Zürich erklärt sie Erfolgsrezepte weiblichen Unternehmertums.

In der Welt der schönen Dinge gibt es kaum einen klangvolleren Namen als LVMH: Louis Vuitton Moët Hennessy. Das börsenkotierte Luxusgüterkonglomerat, das von der französischen Familie Arnault beherrscht wird, zählt 75 Marken aus sechzehn Produktbereichen, darunter Louis Vuitton und Loro Piana in der Mode, Krug und Moët & Chandon bei den Champagnern, Hublot und Tag Heuer bei den Uhren... An der operativen Spitze von LVMH wirkt seit fünfzehn Jahren die Schweizerin Chantal Gaemperle mit. Direkt unter CEO Bernard Arnault verantwortet sie die Bereiche Personalwesen und Synergien.

Die *Weltwoche* trifft die Topmanagerin am Rand der Schweizer Ausgabe des «Bold Woman Award» des Hauses Veuve Clicquot – ein weiterer der vielen Botschafter aus der weitverzweigten Genuss- und Luxuswelt von Gaemperles Arbeitgeber –, in dessen Jury sie mitwirkt. Der Preis hat zum Ziel, weibliches Unternehmertum zu zeigen und zu belohnen.

«Was die Welt braucht»

Der Veuve-Clicquot-Preis, erklärt sie zu Beginn des Gesprächs, stehe symbolhaft für die Kultur bei LVMH. «Wir zielen nicht auf die schiere Grösse ab.» Vielmehr betrachte man jede Marke als einzigartiges Angebot, um die Kreativität anzuspornen und Begierde zu wecken. «Bei Veuve Clicquot ist ein wichtiger Bestandteil davon die Geschichte von Madame Clicquot, die 1805 die Firma von ihrem Mann übernehmen musste und erfolgreich weiterentwickelte – eine bleibende Inspiration bis heute!» Die stetige Herausforderung bestehe darin, «Marken relevant und modern zu gestalten, während sie in ihrer Geschichte verhaftet bleiben».

In der Luxusindustrie gehe es darum, so Gaemperle, «Trends vorherzusehen und sie zu gestalten». Ständige Transformation sei die neue Normalität. Die Kundschaft beschäftige sich mehr und mehr mit Werten wie Sinnhaftigkeit, Authentizität, Handwerkskunst. Auch was das Arbeitsumfeld und die Erwartungen der Mitarbeitenden angeht, ist die Industrie in Bewegung. Mit Gaemperle als Personalchefin ist



«Trends vorhersehen»: Managerin Gaemperle.

die Führung von LVMH deutlich weiblicher geworden: Der Anteil weiblicher CEOs der einzelnen *maisons* hat sich von 22 auf 44 Prozent erhöht.

«Unsere Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter sind unser wichtigstes Kapital», sagt Gaemperle. Heute seien 70 Prozent der Absolventen der besten Universitäten weiblich. «Da müssen wir ein Universum kreieren, in dem Frauen ihre Talente entfalten können. Wir müssen sie kennenlernen, motivieren – und dazu bringen, an sich selbst zu glauben.» Die Schweizer Ausgabe des «Veuve Clicquot Bold Woman Awards» sei dafür eine grosse Inspiration. Bei den Schweizer Unternehmerinnen, die sich um den Preis bewarben,

entdeckt Gaemperle Eigenschaften, die für ihre eigene Karriere grundlegend gewesen sind. Beispielsweise eine Mischung aus Arbeitsethos und schweizerischer Bescheidenheit.

Am Ende des Tages gewinnt die Medizinalunternehmerin Antonella Santucciono Chadha den Award. Die Neuenburger Uhren-Unternehmerin Fanny Queloz erhält den «Bold Future Award». Der Anlass zeige, so Gaemperle, bewegende Geschichten, bestehend aus Mut, Arbeit und Beharrlichkeit. «Diese inspirieren Frauen und Männer gleichermassen und schaffen Brücken. Das ist es, was die Welt braucht.»

Oliver Schmuki und Florian Schwab

Den Vorfahren auf der Spur

Nobelpreisträger Kurt Wüthrich sieht in Martin Pilhofer einen der hoffnungsvollsten Wissenschaftler. Wir besuchten den jungen Professor für Molekularbiologie und Biophysik an der ETH.

Beat Gygi

Es sind die ganz teuren, schweren Maschinen, die Martin Pilhofer für seine Arbeit braucht. Wenn er zeigt, wo er seine Experimente durchführt, geht es im Gebäude in der ETH Hönggerberg tief in den Keller, über breite Kabelkanäle zu den Elektronenmikroskopen, die auf dicken Betonplatten stehen, damit sie vor jeglicher Erschütterung geschützt sind. Drei Mikroskope in hohen Gehäusen, Stückpreis fünf bis neun Millionen Franken, felsenfest verankert. Und dann der totale Gegensatz: Mit den Riesemaschinen erforscht Pilhofers Team etwas vom Kleinsten, was man sich vorstellen kann: das Innenleben winzigster Zellebewesen.

Mit dieser Apparatur der Weltspitze erhalten die Wissenschaftler nanometergenauen Einblick in die Strukturen der Einzeller, die vorher aufwendig für die Analyse präpariert wurden. Pilhofer erklärt beim Mikroskop kurz, was man auf dem Bildschirm gerade sieht: Zellwände, Berührungspunkte, kleine Gebilde mit speziellen Funktionen, die man am Erforschen ist. Ein paar Stockwerke höher in seinem Büro zeigt er weitere Resultate aus dem Elektronenmikroskop, Bilder, räumliche Ansichten, Sequenzen: Man sieht Zellen mit innerlichen Stützkonstruktionen, ja sogar regelrechte Injektionssysteme in Form von Strukturen, die sich zusammenziehen, dann blitzschnell auseinanderschnellen und dabei Material abschiessen wie eine Harpune. Andere Sequenzen zeigen, wie sich Bakterien auf Beutezug andere Zellen einverleiben.

Interesse im Gymnasium geweckt

Wie kam Pilhofer, 1980 im bayerischen Amberg geboren, dazu, in diese Welt der kleinen Zellen einzutauchen? «Ich habe in München Biologie studiert und wählte dieses Gebiet für meine Dissertation», sagt er. Einfach so? Nein, eigentlich begann es vorher: «Ich hatte schon im Gymnasium starkes Interesse an Chemie, Biologie und besonders an der Welt der Mikroben. Nicht der höheren Organismen wie Tiere, Pilze, Pflanzen, nein, mich faszinierte die unglaubliche Diversität der Kleinstlebewesen, der Einzeller.» Da gibt es, wie er ausführt, grundsätzlich drei Gruppen: die Bakterien und die Archaeen, das sind die



«Neue Ebene»: Spitzenforscher Wüthrich.

Kurt Wüthrich, 83, über Martin Pilhofer: «Er ist der jüngste *tenured* Professor an unserem Institut und führt unsere Forschung in Strukturbiologie auf eine neue Ebene. Bisher haben wir die Struktur von aus Zellen isolierten biologischen Makromolekülen und Molekülverbänden untersucht. Die Pilhofer-Gruppe visualisiert nun Strukturen von intakten Zellen und schafft so neue Einblicke in wichtige Lebensvorgänge und Grundlagen für zukünftige Anwendungen. Die Covid-19-Pandemie hat ja eindringlich gezeigt, wie wichtig Kenntnisse kleinster Organismen in Zeiten der Not sein können.»

ohne Zellkern, dann als dritte Gruppe die komplexeren Einzeller mit Zellkern, die Eukaryoten.

«Die Bakterien und vor allem die Archaeen haben mich enorm interessiert, weil viele von ihnen in extremen Verhältnissen leben, in kaum vorstellbaren Nischen, in heissen Quellen mit fast kochendem Wasser, an Orten mit starken Säuren, in Salzseen, die Vielfalt ist faszinierend.» Sein Doktorvater Karl-Heinz Schleifer habe damals an der TU München Methoden entwickelt, um die Diversität der Ar-

chaen und Bakterien zu untersuchen und einzuteilen, eine Taxonomie.

Dann kam 2008 ein Signal aus der Ferne. Pilhofer war begeistert von einem Übersichtsbeitrag des amerikanischen Zellbiologen Grant Jensen vom California Institute of Technology (Caltech), er bewarb sich bei Jensen um eine Postdoc-Stelle und blieb fünf Jahre bei ihm. Da wurde er quasi Meister der Kryo-Elektronenmikroskopie, eines speziellen Verfahrens, bei dem Zellproben für die Untersuchung im Elektronenmikroskop so präpariert werden, dass sie blitzschnell tiefgefroren und so ohne optische Beeinträchtigung für die Analyse stabilisiert werden können, ein Schockgefrieren. Dieses Spezialwissen brachte Pilhofer dann 2014 mit an die ETH Zürich.

Bewerbung in Zürich

Was hat ihn bewegt, nach Zürich zu ziehen? «Die Hauptgründe für meine Bewerbung waren das wissenschaftliche Umfeld mit den erstklassigen Möglichkeiten für Grundlagenforschung sowie die hervorragende Ausstattung und der gute Ruf der ETH, das ist einfach wirklich exzellent», meint er. «Und toll ist es auch für die Familie, unseren Sohn, der jetzt neunjährig ist und beim Umzug drei Monate alt war.»

Was ist denn die grosse Linie seiner Forschungsinteressen? Was kommt nach den Mini-Harpunen? «Ich kann mir gut vorstellen, dass man einige dieser neuentdeckten Strukturen irgendwann gezielt nutzen kann, um zum Beispiel Medikamente im Körper an ihren Wirkungsort zu bringen oder sie als Abwehrmechanismen einzusetzen.» Aber als grosse Linie sehe er für sich die Erforschung der Evolution bei Einzellern. «Eine der grössten Fragen lautet heute, wie es bei den Einzellern zur Herausbildung der Eukaryoten kam», zu diesen hochkomplexen Konstrukten, die neben dem Zellkern verschiedenste spezialisierte innere Organellen und Stützstrukturen hätten, und er fügt an: «Vorstufen davon waren sicher weniger komplexe Zellen, und durch das Studium von Bakterien und Archaeen erhoffen wir uns neue Erkenntnisse über den möglichen Verlauf dieser Entwicklungsgeschichte. Es ist Ahnenforschung im weitesten Sinne.»



«Erstklassige Möglichkeiten»: Forscher Pilhofer, 42.

Weltwoche Nr. 37.22
Bild: Vera Hartmann für die Weltwoche

Souki Shayk, Rapperin

Die Musikerin versteht nicht, weshalb man Drogen nehmen kann; einen schönen Sommerabend würde sie gerne mit Roger Federer verbringen; ihre Waffe ist ihr Charme.

Weltwoche: Wer ist ein Mensch, der zu wenig Anerkennung bekommt?

Souki Shayk: Alle stillen Helden, die Tag und Nacht für uns da sind. So auch in den Monaten, als Corona in der Schweiz dominierte.

Weltwoche: Wo werden Sie am liebsten gestreichelt?

Souki Shayk: An der Seele.

Weltwoche: Welche Ihrer wahrhaftigsten Überzeugungen würden nur die wenigsten Menschen mit Ihnen teilen?

Souki Shayk: Sich stets und immer treu zu bleiben. Immer.

Weltwoche: Wie viel verdienen Sie?

Souki Shayk: Genug, denn Hotel Mama ist immer für mich da.

Weltwoche: Welche Eigenschaften schätzen Sie bei einem Mann am meisten?

Souki Shayk: Mich zu akzeptieren, wie ich bin.

Weltwoche: Wovor fürchten Sie sich?

Souki Shayk: Vor der Angst selber.

Weltwoche: Wann und warum haben Sie letztmals geweint?

Souki Shayk: Über meine liebste Freundin, die letztes Jahr von uns ging. Jedesmal, wenn ich an sie denke, bin ich sehr traurig.

Weltwoche: Wer sollte unbedingt in den Bundesrat gewählt werden?

Souki Shayk: Da ist meine Meinung nicht wichtig, das überlasse ich anderen...

Weltwoche: Glauben Sie an Gott?

Souki Shayk: Ja. Die Schöpfung hat einen Schöpfer.

Weltwoche: Welche Partei wählen Sie?

Souki Shayk: Nie eine Partei, nur eine Sache, die in meinen Augen gut ist.

Weltwoche: Wann hatten Sie das erste Mal Sex?

Souki Shayk: Sicher vor dem zweiten Mal...

Weltwoche: Welche Waffe haben Sie zu Hause?

Souki Shayk: Nur meinen – angeblichen – Charme!

Weltwoche: Wovon träumen Sie am meisten?

Souki Shayk: Von einer besseren Welt mit mehr Liebe und Frieden.



«Innere Kunst»: Sängerin Souki Shayk, 31.

Weltwoche: Was stört Sie an Ihrer Erscheinung?

Souki Shayk: Meine Lachfalten!

Weltwoche: Mit welchem bekannten Mann möchten Sie einen schönen Sommerabend verbringen?

Souki Shayk: Roger Federer, seine sympathische Art macht ihn einzigartig.

Weltwoche: Nehmen Sie Drogen?

Souki Shayk: Nein, nein. Und ich habe nie verstanden, wie man das nehmen kann.

Weltwoche: Mit welcher fiktiven Figur können Sie sich am meisten identifizieren?

Souki Shayk: Mit Pocahontas. Sie ist mutig, naturverbunden, selbstbewusst und hat wunderschöne lange schwarze Haare.

Weltwoche: Was ist der beste Ratsschlag, den Sie je bekommen haben?

Souki Shayk: Bleib, wie du bist, sei geduldig, und gib nie auf.

Weltwoche: Würden Sie einen Seitensprung verzeihen?

Souki Shayk: Verzeihen ja, aber einen anderen Weg nehmen.

Weltwoche: Warum sind Sie noch nicht Veganerin?

Souki Shayk: Ich bin eher eine Halal-Veganerin, auf Fleisch habe ich lange verzichtet, aber niemals auf Fondue und Raclette. Das schaffe ich nicht.

Weltwoche: Wie werden Sie von Ihren engsten Freunden genannt?

Souki Shayk: Souki. Immer Souki.

Weltwoche: Sie dürfen ein neues Gesetz machen. Was gilt ab sofort?

Souki Shayk: Frauen sollen gleich verdienen wie Männer. Ausnahmslos.

Weltwoche: Wann lügen Sie?

Souki Shayk: Wenn ich jemanden nicht enttäuschen will. Kommt ganz selten vor.

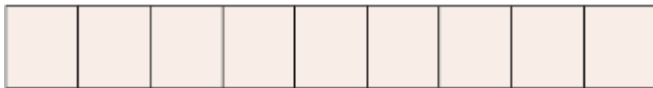
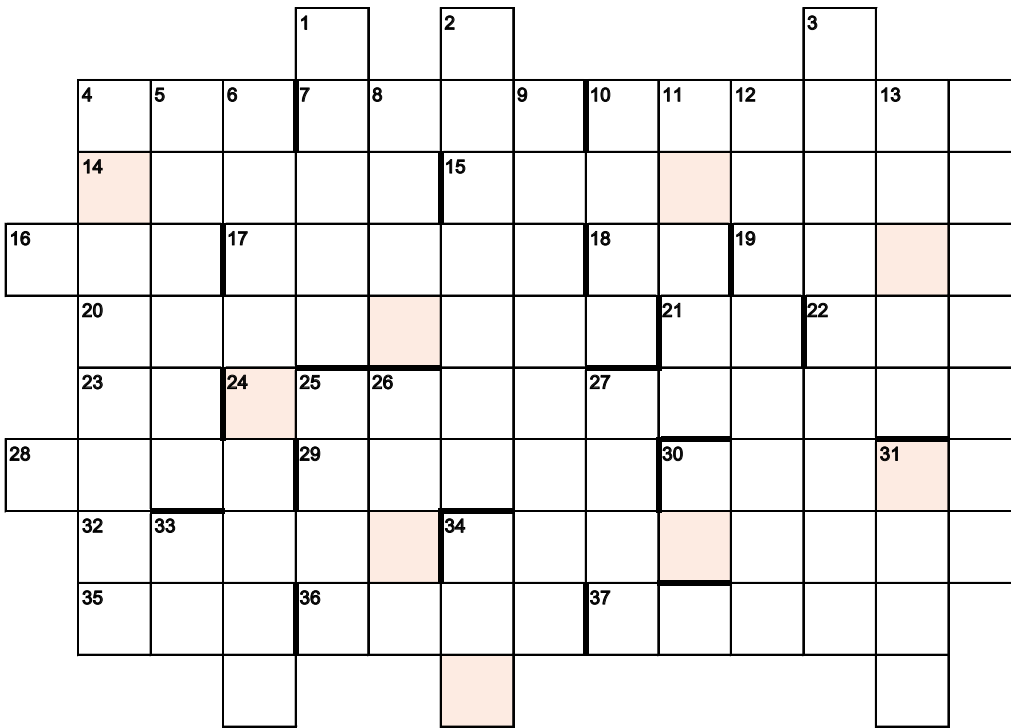
Weltwoche: Wer hat Sie am meisten geprägt?

Souki Shayk: Mein Kind. Seine Geburt hat mein Leben geändert und meine innere Kunst ausgelöst.

Weltwoche: Wann sind Sie am glücklichsten?

Souki Shayk: Mit meiner Familie und mit meinen engsten Freunden.

Die Marokkanerin Souki Shayk, bürgerlich Sukaina Mamouri, kam als Siebenjährige in die Schweiz, seither lebt sie im Kanton Zürich. Ihre Videoclips erreichen vor allem in Nordafrika ein Millionenpublikum.



Lösungswort — worauf man während einer christlichen Feier ruht?

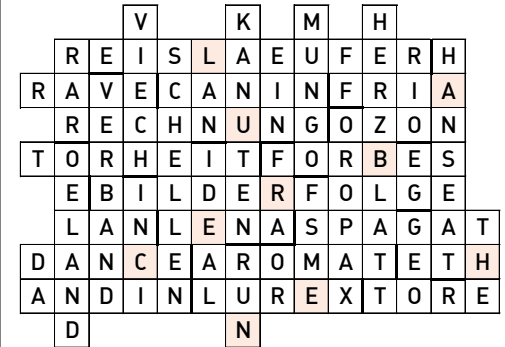
Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 4 Brett, das selten alleine daherkommt 7 vier Tages-Fünftel, für Briten eine sehr lange Zeit 10 Waren liegen typischerweise darin, unselbständiger Nachwuchs darauf 14 dieses Dispositiv ist auch musikalisch aktiv 15 wenn Sozialdemokraten für Gerechtigkeit sorgen? 16 Eier in diesem Zustand sollten nicht so behandelt werden 17 hohes Tier in der Kommunalpolitik 18 Wildrind oder Rindviehwappengegend 19 wird rot, wenn man drauf ... 20 da geht's nicht unbedingt um sein oder nicht sein, aber um bestehen oder nicht bestehen 21 liegt in der Ostschweiz und lebt in Südamerika 22 halbe Welt 23 was ein Gelstand vermissen lässt 24 Bodyguard des Al-Kaida-Gründers? 28chdem in Thüringen oder Louisiana zu suchen 29 in Fakirresidenzen zu finden und trotz richtiger Reihenfolge etwas durcheinander 30 was so kommentiert wird, gibt kein Belohnungsleckerli 32 wer sie rechtzeitig riecht, hat einen klaren Überlebensvorteil 34 Wasserpflanze plus Wasservogel 35 Häufigkeit von Frostereignissen in der Hölle 36 so hiess die Mutter von Hanni, Nanni, Julian, Richard, Anne, George und Tim 37 besser dies tragen als darin sein

Senkrecht — 1 lässt sich aus Oleat herstellen 2 liegt mitten in Inges Püree 3 was Elektriker nicht nur im Auto nutzen 4 waren mal Getreide oder könnten mal ein Bart werden 5 gründlich ausfegen oder einfach schnell umdrehen 6 sind hoffentlich reif für die Insel 8 halbe Wandschmiererei, dem Adelsstand angehörig 9 Velo mit Macken? 10 ... schon immer zum Einkommen unehrlicher Menschen bei 11 steht unter den hiesigen Hauptstädten an erster Stelle, chronologisch oder zumindest alphabetisch 12 steinern oder mehr als nur schräg 13 wer im Sommer viel ..., hat ... genug Futter fürs Vieh 25 im Theaterskript festgelegt oder im Büroschrank verstaut 26 liegt mit Masthaltetau zwischen Montag und Mittwoch 27 haben Chicken-Wings 30 Seite, z. B. eines lateinischen Wälzers, ... 31... in dem auch dieses Auch stehen könnte 33 Bestandteil von Quitten und Fluiden 34 internationaler Gleichstand, wird wohl in Mitleidenschaft gezogen, wenn es Engländern an den Kragen geht

© Daniela Feurer – Rätsel-factory

Lösung zum Denkanstoss Nr. 783



Waagrecht — 5 REISLAEUFER 12 RAVENsburg 14 Royal CANIN 15 FRIAul 16 RECHNUNG (Song «Die Rechnung kommt immer» v. Stefan Wagnershausen) 17 OZON 18 TORHEIT 21 FORBES 23 BILDERFOLGE (Bild-Erfolge) 26 LAN («Wer ist eigentlich dieser Lan und warum macht der so viele Partys?» Spruch aus der LAN-Party-Zeit) 27 FiLENAmen 28 SPAGAT 31 DANCE (engl. f. tanzen) 32 AROMAT 35 RiETHeim 36 ANDIN 37 LUREX (LU-Rex) 38 TORE

Senkrecht — 1 VIECH 2 KANUTEN (ka Nuten) 3 MUNGO 4 HERZBLATT 5 RAR 6 SCHELLEN 7 LAN 8 EIN (weder ein noch aus wissen) 9 FF (fortissimo) 10 RIO (span. f. Fluss) 11 HANSEAT (Han-Seat) 13 VERBAND 17 OROPAX 19 O(ELAN)D 20 IDEAL 21 FRA 22 EG (Internet-Domain: Ägypten) 24 INCident 25 FSME (Frühsommer-Meningoenzephalitis) 29 GEO 30 THE (franz. f. Tee) 31 DARum 33 VersicheRUNGsgenturen/ÄndeRUNGschneidereien 34 (W)ORT

Lösungswort — **LAUBRECHEN**

WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Hochleistungspolymere Spezialchemikalien



SPEEDMASTER '57
Co-Axial Master Chronometer

A CLASSIC ICON RETURNS

Mit ihren Broad Arrow Zeigern und der Tachymeterskala auf der Lünette ist die Speedmaster '57 an die erste, revolutionäre Speedmaster aus dem Jahr 1957 angelehnt. Für diese Neuauflage hat OMEGA ihren Vintage-Charakter weiter verfeinert und zeigt ein noch schlankeres Design, aussergewöhnliche Farben und einen Co-Axial Master Chronometer Antrieb, der in Sachen Präzision einen Gang hochschaltet. Diese legendäre Uhr ist George Clooneys treuer Begleiter hinter dem Steuer und verkörpert den ursprünglichen, zeitlosen Stil der Speedmaster Linie.


OMEGA